



Universidad de Oviedo
Universidá d'Uviéu
University of Oviedo

**Analyse der sprachlichen Merkmale von *Mûspilli*
in Bezug auf die Entwicklung der deutschen
Sprache**

Sara Longo Romo

Bachelorarbeit

Trabajo de Fin de Grado

Tutora: Barbara Heinsch

Facultad de Filología y Letras

Grado en Lenguas Modernas y sus Literaturas

Curso 2023/2024

Junio 2024

Zusammenfassung:

Das *Mûspilli* ist ein bairisches Gedicht aus dem 9. Jahrhundert, das in die unbeschriebenen Seiten und Ränder eines Kodex eingetragen wurde. Etwa 104 Versen sind erhalten. Seine Themen sind das Schicksal der Seele nach dem Tod und das Jüngste Gericht. Dieser Text ist Gegenstand vieler Untersuchungen gewesen und wird sogar von einigen Forschern als rätselhaft angesehen. Jedoch wird diese Arbeit nicht so sehr von der literarischen Bedeutung handeln, sondern eher von den Eigenschaften der verwendeten Sprache. Grund dafür ist, dass eine historische Perspektive eine große Bedeutung hat, um die Sprache von heute, ihre Regeln und ihr ganzes System zu kennen. Das Studium der Sprachgeschichte ermöglicht es auch, die Veränderungen der heutigen Sprache zu erläutern. Der Text von *Mûspilli* wird daher als Verzeichnis dienen, um verschiedene Aspekte der deutschen Sprachgeschichte zusammenzufassen und zu veranschaulichen. Dazu wird eine Untersuchung der wichtigsten althochdeutschen Merkmale in der Sprache des Textes durchgeführt und gezeigt, wie sie sich im Laufe der Zeit entwickelt haben und in welchem Umfang sie im modernen Deutsch erhalten wurden.

Man sollte berücksichtigen, dass es in althochdeutscher Zeit keine Normierung der Rechtschreibung gab, weshalb dasselbe Wort auf verschiedene Arten geschrieben werden konnte und Abweichungen häufig erschienen. Folglich kommt es in dem Gedicht vor, dass manchmal das gleiche Wort an verschiedenen Stellen unterschiedlich geschrieben ist, und deswegen sollte man bei der Analyse von manchen Wörtern mehrere Möglichkeiten berücksichtigen, beispielsweise beim Suchen im Wörterbuch. Für Fragen der Schrift und der Zeilennummerierung wird in dieser Arbeit die Übertragung von *Mûspilli* aus Bibliotheca Augustana als Modell genommen.

Der erste Bereich, mit dem sich diese Analyse auseinandersetzen wird, ist die Morphologie. Hier sind die sprachlichen Veränderungen, die das Althochdeutsche betroffen haben, besonders wichtig. Diese Wandlungen hatten einen deutlichen Einfluss auf den Aufbau der deutschen Verben, und eine der wichtigsten war die Integration des Ablauts in die verbale Konjugation. Der Begriff „Ablaut“ bezeichnet einen regelmäßigen Vokalwechsel, der in einer Veränderung in der Qualität oder Quantität des Vokals besteht. Er existierte noch im Indoeuropäischen, wurde aber in Althochdeutschen zu einem Konjugationssystem weitergeführt, und heute ist er das Hauptmerkmal der sogenannten starken Verben. Im Mûspilli gibt es mehrere Beispiele von diesen Verben: Präteritumformen wie *uuard*, aus dem Verb „werdan“ („werden“), oder *anfênc*, aus dem Verb „antfâhan“ (heute „empfangen“), und auch andere Formen wie die Partizipien *farprunnan* (im Präsens ist es *varprinnit*) und *pidungan* (aus dem Infinitiv „bidwingan“). Es gibt auch starke Verben, deren Qualität als stark angesehen werden kann, wenn man sie mit abgeleiteten Substantiven vergleicht, beispielsweise *tuo* („tut“) und *tâto / tâtin* („Tat“ / „Taten“).

Im Gegensatz dazu gibt es Verben, die neu erschaffen wurden und ihre Präteritum und Partizip durch das Dentalsuffix „-d-“, später „-t-“, und ohne Ablaut bilden. Sie werden als „schwache Verben“ bezeichnet, und einige Beispiele vom Text sind *sagêta*, *kifrumita*, *fardolêta*, *hörtih* oder *hapêta*.

Der Sprachbau war im Althochdeutschen vor allem synthetisch, was die Bildung der verschiedenen Zeitformen stark beeinflusste. Das Althochdeutsche hatte ursprünglich nur zwei Tempora, Präsens und Präteritum. Das Präsens wurde oft verwendet, um die Zukunft auszudrücken, und das Präteritum konnte sich sowohl auf die Vergangenheit als auch auf das Plusquamperfekt beziehen. Vers 78 des Gedichtes enthält einen Satz, wo ein Verb im Präteritum ebenso als Plusquamperfekt interpretiert werden könnte: *dâr uuirdit*

diu suona, dia man dâr io sagêta („dort findet das Gericht statt, wie der Mensch es angesagt hatte“). Für die Benutzung des Präsens als Futur gibt es zahlreiche Beispiele, wie in Versen 79-80: *denne varant engila uper dio marha, / uuechant deota, uuïssant ze dinge* („Dann ziehen Engel über die Erde, / wecken die Toten, laden sie vor Gericht“). Allerdings erlaubt das Gedicht oft, einige Fragmente anders zu interpretieren und zu übersetzen, so dass unterschiedliche Möglichkeiten bestehen.

Im althochdeutschen Verbalsystem gab es die Kategorie von Modus, d. h., Indikativ, Konjunktiv und Imperativ. Im Gegensatz zu heute sind alle Beispiele vom Konjunktiv des *Mûspilli* synthetisch: *piqueme, uuerde, kispene*, usw. Ein analytisches Konjunktiv ist noch nicht zu finden.

Die Entwicklung von synthetischem zu analytischem Sprachbau ist jedoch schon zu sehen. Im Gedicht erscheinen schon die ersten Fälle von analytischen Passiv, wie *gihalôt uuerde, kilûtit uuirdit* oder *arhangan uuard*. Obwohl Präteritum die am häufigsten verwendete Zeit ist, um die Vergangenheit auszudrücken, kann man manchmal analytische Konstruktionen mit dem Partizip Perfekt finden, wie *gipuazzit hapêt* oder *ist farprunnan*, und sogar eine Umschreibung, die möglicherweise die Vorvergangenheit ausdrücken wollte: *kiuuerkôt hapêta*. Zuletzt sieht man viele Beispiele für die analytische Zukunft, sowohl mit „sculan“ als auch mit „werdan“: *scal queman, sculi der antichristo mit Eliase pâgan, uuirdit denne furi kitragan*.

In Bezug auf das Präfix „gi-“ kann beobachtet werden, dass es mehrere Funktionen hatte, bevor sie auf die Bildung des Partizip Perfekt reduziert wurden. Ursprünglich bedeutete „ga-“ (später „gi-“ und „ge-“, aber im Text überwiegt die Schreibung „ki-“) im Germanischen „zusammen“, dann entwickelte es eine Aspektfunktion: es konnte eine imperfektive Vorstellung zu einer perfektiven machen. Einige Beispiele für diesen Gebrauch sind *kiuuinnit* in *uuanta ipu sia daz Satanazses kisindi kiuuinnit* (Vers 8) oder

kipannit in sô denne der mahtîgo khuninc daz mahal kipannit, (Vers 31). Man findet auch Beweise für die heutige Funktion des Präfixes in Partizipien wie *kilûtît*, *kiuuâfanit*, *kichundit* oder *kimarchôt*. Es gibt aber Fälle, wo „gi-“ ohne ersichtlichen Grund erscheint, wie *kisagêt*, *gisizzit*, *kitarnan* oder *kipâgan*.

Das Präfix tritt im Text auch bei der Bildung von Substantiven und Bestimmungswörtern auf. Beispielsweise gibt es *kinâda* („Gnade“), *kinuok* („genug“) und *gilîh* („gleich“).

Der Text von Mûspilli enthält eine große Anzahl von Wörtern mit vielfältigen Endungen, was zeigt, dass Althochdeutsch eine stark synthetische Sprache war. Dennoch ist der Beginn der Entwicklung zu einem einfacheren Flexionssystem infolge der Schwächung der Vokale in den unbetonten Silben schon zu sehen. Es gibt viele Wörter, die ihre Vollvokale in den Endsilben noch nicht verloren haben, sowohl Substantive (*heri*, *pîna*, *sêla*, *engilo*), als auch Adjektive (*kilîhaz*, *mahtîgo*) und Pronomen (*allero*, *sîno*, *iru*, *imo*). Deswegen sind das Genus, Numerus und Kasus einfacher zu unterscheiden. Bei Verbformen gibt es eine stärkere Differenzierung der Person und Numerus (*quimit*, *tuo*, *inprinnant*), und des Infinitivs und Partizips (*helfan*, *sprehhan*, *gihalôt*). Trotzdem gibt es auch Verben, deren Vollvokale der Endsilben schon evolviert haben, wie die Formen des Konjunktivs: *piqueme*, *uuerde*, *uuîse*.

Manchmal erscheinen hingegen Subjektspronomina vor dem Verb, beispielsweise in *pâgant siu* („sie streiten“) oder *sô verit si* („so geht sie“).

Anderes Merkmal, das dem heutigen Deutschen näher kommt, ist die Benutzung von Artikeln, die das Substantiv begleiten: *diu sêla*, *der mahtîgo khuninc*, *daz mahal*, *die perga*, *dero engilo*, *den êuuîgon lîp*, *demo rîhhe*. Dasselbe gilt für die Präpositionen: *in finstrî*, *fona himile*, *uper dio marha*, *mit sînên mâgon*. Beide Wortarten nehmen die Funktion der Kasusendungen allmählich an.

Eines der wichtigsten Phänomene der althochdeutschen Phonetik ist die Nebensilbenabschwächung, das heißt, die Reduzierung oder Schwund der Vokale der Nebensilben wegen ihrer Unbetontheit, der im heutigen Deutsch weitergeht. Diese Wandlung ist die Hauptursache, die zu einem analytischeren Sprachbau führte.

Im Text von *Mûspilli* sieht man eine große Vielfalt von Vokalen, unabhängig von ihrer Betontheit. Deshalb ist es augenscheinlich, dass die Nebensilbenabschwächung noch nicht sehr fortgeschritten ist. Obwohl man schon einige Beispiele von Vokalen findet, die bereits zu „e“ verschoben wurden, wie *pringent* oder *vinger*, überwiegen die Wörter, die ihre Vollvokale in den Nebensilben noch erhalten. Man kann diesen Unterschied in den Flexionsendungen vieler flektierbarer Wortarten bemerken, die im Gedicht vorkommen: *sêla*, *hêligo*, *uuelîha*, *diu*, *imo*, *lâzzit*, *sprehhan*, aber auch in unflektierbaren Wörtern wie Adverbien (*rehto*, *hiar*), Konjunktionen (*enti*, *avar*) und Präpositionen (*duruh*, *untar*, *vora*). Vokale in anderen Stellen des Worts wurden auch betroffen: *himilisca* („himmlische“), *uuerolti* („Welt“), *menigî* („Menge“), *menniskî* („Mensch“), und einige Präfixe in Verben wie *arstên* („erstehen“), *pivallan* („befallen“), *varsenkan* („versenken“) und *intfâhan* („empfangen“).

Die bedeutendste Änderung, die die Konsonanten des Althochdeutschen betroffen hat, ist unzweifelhaft die zweite Lautverschiebung, die die stimmlosen Verschlusslaute *p, *t und *k in Affrikaten (*pf*, *ts* und *kx*) und Reibelaute (*ff*, *ss* und *xx*) verwandelte. Dieser Prozess begann im 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr. und wurde in der Zeit, als *Mûspilli* geschrieben wurde, fast vollständig durchgeführt.

Im Fall des alten Konsonanten *p zu *pf*/*ff* sieht man Beispiele wie *ûf* („auf“), *helfan* („helfen“) oder *khenfun* (heute „Kämpfer“). Mit *t > *ts* / *ss* gibt es *ze* / *za* („zu“), *daz* („dass“ oder „das“), *heizzan* („heiß“) oder *ueeiz* („weiß“, aus „wissen“). Im Fall von *k

> *kx / xx* sind *siuh* („siech“, „krank“), *gilîh* („gleich“), *sprehhan* („sprechen“) oder *khuninc* („König“) zu finden.

Wenn **p*, **t* und **k* in Verbindung mit **s* standen, blieben sie unverschoben: *sprehhan*, *strîtit*, *stên*, *menniskî*. **sk* wurde später zu „sch“ (/ʃ/): *menniskî* („Mensch“), *himiliskin / himilisca* („himmlisch“).

Eine weitere Veränderung im Konsonantensystem des Althochdeutschen ist die Verhärtung der stimmhaften Verschlusslaute **b*, **d* und **g*, die zu *p*, *t* und *k* wurden. Diese erscheinen im Mûspilli ebenfalls geändert, manchmal auch wenn die ältere, unveränderte Form sich später im Standarddeutschen durchgesetzt hat: es gibt beispielsweise *gote* („Gott“) oder *tôten* („Toten“), die zum heutigen Deutschen nah kommen, aber auch Fälle wie *piutit* („bietet“), *upiles* („Übel“), *kerno* („gern“) oder *kotes* („Gottes“).

Schließlich gibt es die Wandlung vom germanischen **þ* (*th*) zu *d*, die im gesamten Sprachgebiet des Althochdeutschen stattfand. *Leid*, *ding*, *duruh* und *der*, *diu*, *daz* sind alle Beispiele dafür.

Was die syntaktischen Merkmale betrifft, weist der Text viele Beispiele von verschiedenen Satzstrukturen auf, sowohl von einfachen Sätzen als auch von Nebensätzen. Es gibt Sätze, deren Wortstellung fast die gleiche wie im heutigen Deutschen ist, aber andere unterscheiden sich davon, besonders in der Stellung des Verbs und des Subjekts. Zum Beispiel findet man *Elias strîtit pî den êuuîgon lîp* und *sô inprinnant die perga* (einfache Sätze), *dâr scal er vora demo rîhhe az rahhu stantan* (Satz mit einem Modalverb), *daz er touuan scal, uuanta ipu sia daz Satanazes kisindi kiuuinnit* und *der inan varsenkan scal* (Nebensätze), die sich der heutigen deutschen Syntax schon sehr ähneln. Im Gegensatz gibt es auch Beispiele für abweichende Satzstrukturen: *suilizôt lougiu der himil* und *verit denne stûatago in lant* (einfache Sätze), *dara scal queman*

chunno kilîhaz oder *pidiu scal imo helfan der himiles kiualtit* (Sätze mit Modalverben),
denner mit den miatôn marrit daz rehta und *daz sculi der antichristo mit Eliase pâgan*.

Diese Unterschiede in der Struktur können sowohl mit den syntaktischen Regeln in althochdeutscher Zeit als auch mit der Verwendung einer poetischen und vielleicht veralteten Sprache zu tun haben. Die Durchsetzung der Wortstellung, die wir heute kennen, kann auch mit dem Einfluss von Latein und Französisch zusammenhängen.

Aus dieser sprachlichen Analyse von *Mûspilli* kann eine Reihe von Schlussfolgerungen gezogen werden. Das Gedicht ist ohne Zweifel von großer Bedeutung aus der sprachlichen Sicht, da sein Studium einen Einblick in die Entwicklung verschiedener Aspekte der deutschen Sprache vermittelt. Der Text stellt ein Beispiel für die Merkmale des Althochdeutschen und ermöglicht, spätere sprachliche Veränderungen zu verstehen, denn man kann einige Eigenschaften in ihm beobachten, die bereits dem heutigen Sprachgebrauch nahekommen, aber auch andere, die sich noch nicht zu der Zeit weiterentwickelt hatten, als das Gedicht aufgeschrieben wurde.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	2
2. Morphologische Merkmale	4
2. 1. Bildung der Verbformen	4
2. 2. Das Präfix „gi-“ und seine Verwendung	10
2. 3. Flexionsendungen und ihre Entwicklung	13
3. Phonetische Merkmale	16
3. 1. Die Nebensilbenabschwächung	16
3. 2. Veränderungen der Konsonanten	21
3. 2. 1. Die zweite Lautverschiebung	21
3. 2. 2. Ausnahmen zur zweiten Lautverschiebung	25
3. 2. 3. Verhärtung der stimmhaften Okklusive	25
3. 2. 4. Veränderung von * <i>p</i>	27
4. Syntaktische Merkmale	28
5. Fazit	31
6. Literaturverzeichnis	34
7. Anhang	37
7. 1. Mûspilli	37
7. 2. Übersetzung ins Neuhochdeutsche	40

1. Einleitung

Das *Mûspilli* ist ein bairisches Gedicht, das im späten 9. Jahrhundert datiert wird. Es wurde in die unbeschriebenen Seiten und unteren Ränder eines Kodex eingetragen, und circa 25 Verse am Anfang und 30 am Ende, die auf den Innenseiten der Vorder- und Rückendeckel des Einbands der Handschrift aufgeschrieben wurden, sind verloren gegangen. Es sind etwa 104 Verse erhalten geblieben, obwohl ihre Nummerierung je nach Ausgabe variiert (Hellgardt, 2013, S. 288). Das Thema am Anfang des Gedichts ist das Schicksal der Seele nach dem Tod: „Der Text setzt ein, wo den Menschen der Tod antritt, die Seele sich auf den Weg macht und den Körper hinter sich liegen läßt. Zwei Geisterheere, das eine von den Himmelsgestirnen, das andere aus dem Pech der Hölle, kämpfen um sie“ (Mohr, 1977, S. 6). Dann gibt es einen Aspektwechsel, und das Gedicht geht über das Endzeitgericht, wo Elias gegen den Antichrist kämpft, die Welt durch Feuer vernichtet wird und die Toten und Lebenden nach all ihren Taten gerichtet werden (Hellgardt, 2013, S. 289).

Das *Mûspilli* wurde bereits im 19. Jahrhundert als „das verzweifeltste Stück der althochdeutschen Literatur“ beschrieben. Für Forscher ist es in vielerlei Hinsicht rätselhaft; es gibt Zweifel an seiner Einheitlichkeit als Komposition, dem genauen Datum, an dem es aufgezeichnet wurde, und sogar an der Bedeutung seines Titels (Haug, 1977, S. 24-25). Trotzdem werden diese Forschungspunkte hier nicht als Hauptthema behandelt. In dieser Arbeit soll eine Analyse der sprachlichen Eigenschaften dieses Gedichts vorgenommen werden.

Eine historische Perspektive ist für die Erklärung und das Erlernen der heutigen Sprache von großer Bedeutung, weil die Kenntnis der Sprachgeschichte „die Regeln und Ausnahmen des sprachlichen Systems weniger undurchsichtig macht und uns den Hintergrund für die Veränderungen und die Weiterentwicklung der Sprache von heute

erläutert“ (Stedje, 1989, S. 9-10). Deswegen wird dieser Text als Verzeichnis dienen, um verschiedene Aspekte der deutschen Sprachgeschichte zusammenzufassen und zu veranschaulichen. Zu diesem Zweck wird eine Untersuchung der bedeutendsten althochdeutschen Merkmale, die man in der Sprache des Textes findet, durchgeführt und es wird gezeigt, wie sie sich im Laufe der Zeit entwickelt haben und inwieweit sie im modernen Deutsch erhalten geblieben sind. Wenn zweckmäßig, werden auch Vergleiche mit anderen germanischen Sprachen, insbesondere Englisch, angestellt.

Es sollte beachtet werden, dass in althochdeutscher Zeit die Rechtschreibung nicht normiert war. Aus diesem Grund gab es Abweichungen und Schwankungen, und dies hat zur Folge, dass der eigentliche Wert jedes Schriftzeichens oftmals schwer zu bestimmen ist. Häufig blieben auch alte Formen in der Schreibung länger als in der gesprochenen Sprache erhalten (Schmidt, 2013, S. 224). All dies muss bei einer sprachlichen Analyse des Textes berücksichtigt werden, da manchmal derselbe Laut durch verschiedene Schriftzeichen dargestellt wird und sogar das gleiche Wort oder Morphem an verschiedenen Stellen unterschiedlich geschrieben wird. Daher sollten bei der Analyse von manchen Wörtern mehrere Möglichkeiten berücksichtigt werden, beispielsweise wenn man einen Begriff im Wörterbuch sucht.

In dieser Arbeit wird die Übertragung von *Mûspilli* aus Bibliotheca Augustana als Vorbild genommen, sowohl für die Schrift, als auch für die Zeilennummerierung. Fragmente des Gedichts werden wiedergegeben, wie sie hier erscheinen. Diese Übertragung ist zusammen mit der Übersetzung ins Neuhochdeutsche im Anhang enthalten.

Für die Erstellung dieser Arbeit wurden zwei Übersetzungen vom Gedicht verwendet, eine ins gegenwärtige Deutsche („*Muspilli* - Mit Übersetzung bzw. Übertragung ins Neuhochdeutsche“, die von jetzt an um der Kürze als M. – Ü. Ü. N.

zitiert wird) und, zum Vergleich, eine andere ins Englische (diese ist im Literaturverzeichnis gegeben), sowie einige eigene Interpretationen. Außerdem wurde das *Althochdeutsches Wörterbuch* von Gerhard Köbler (2014) benutzt, um die Bedeutung und Ursprung zahlreicher Begriffe zu finden.

Für diese Untersuchung wird zwischen drei Bereichen unterschieden: Morphologie, Phonetik und Syntax. Aus der Sicht der Morphologie werden manche Aspekte der Bildung des Verbs durchgesprochen, wie der Ablaut und der Beginn der Differenzierung zwischen starken und schwachen Verben. Beispiele sowohl der synthetischen als auch der analytischen Bildung von Verbaltempora sowie die Rolle des Präfixes „gi-“ werden ebenfalls diskutiert. Im Allgemeinen wird die Entwicklung von Flexionsendungen in allen flektierbaren Wortarten besprochen.

Zum Thema Phonetik sind die Vokale der Nebensilben besonders wichtig, ebenso wie die Entwicklung der Konsonanten, vor allem die Okklusive, mit besonderem Augenmerk auf der zweiten Lautverschiebung und ihren Wirkungen.

Abschließend werden die syntaktischen Merkmale des Textes behandelt. Hier ist vor allem die Wortstellung in den verschiedenen Satzstrukturen, die im Text erscheinen, von Bedeutung. Dies wird sowohl in einfachen Sätzen als auch in den Nebensätzen und Konstruktionen mit einem Infinitiv betrachtet.

2. Morphologische Merkmale

2.1. Bildung der Verbformen

In althochdeutscher Zeit gab es eine Reihe von sprachlichen Veränderungen, die sich deutlich auf den Aufbau der deutschen Verben auswirkten. Eine der wichtigsten von denen war die Schwächung der Vokalen in den unbetonten Silben, die zur allmählichen Auflösung des indoeuropäischen Formensystems führte und den Übergangsprozess von

einer synthetischen zum einer analytischen Bildung der Verbformen einleitete (Stedje, 1989, S. 47). Ein weiterer sehr bedeutender Wandel war das Erscheinen von neuentstandenen schwachen Verben, die anders konjugiert wurden als vorher (S. 49).

Schon in Indoeuropäischen findet man bestimmte Wörter, die von einem regelmäßigen Vokalwechsel betroffen werden: der sogenannte Ablaut, der in einer Veränderung sowohl in der Qualität als auch in der Quantität eines Vokals bestehen kann. Wie Astrid Stedje sagte, „wurde das Prinzip des Ablauts zu einem Konjugationssystem für die aus dem Ieur. ererbten Verben weitergeführt“ (1989, S. 48), und er ist noch heute ein sehr wichtiger Aspekt der modernen Verbkonjugation. Diese Klasse von Verben wird als „starke Verben“ bezeichnet, und sie bilden „die Vergangenheit durch Vokalwechsel, d. h. durch eine innere Flexion statt mit Hilfe von Endungen“ (S. 48).

Da starke Verben oft ziemlich grundlegende Konzepte ausdrücken, sind Beispiele nicht schwer zu finden. Im Text von *Mûspill* sehen wir dann Präteritumformen wie *uuard* („ward“), aus dem Verb „werdan“, auf heutigen Deutsch „werden“; oder *anfênc*, aus dem Verb „anfâhan“ (öfter „intfâhan“), heute „empfangen“ (Köbler, 2014).

Man kann diesen Vokalwechsel in anderen Formen ebenfalls beobachten, wie zum Beispiel im Unterschied zwischen dem Präsens *varprinnit* und dem Partizip *farprunnan*. Das Partizip *pidungan* zeigt einen ähnlichen Vokalwechsel, da sein Infinitiv nach Gerhard Köblers *Althochdeutsches Wörterbuch* „bidwingan“ (heute „bezwingen“) ist. Der Unterschied zwischen dem Indikativ *scal* und dem Konjunktiv *sculi* (aus dem Verb „sculan“: „sollen“) ist auch ein Fall von Ablaut.

Es gibt im *Mûspill* andere starke Verben, deren Qualität als stark angesehen werden kann, wenn man sie mit abgeleiteten Substantiven vergleicht: *tuo* („tut“) und *tâto / tâtin* („Tat“ / „Taten“) sind sehr nah an ihren zeitgenössischen Äquivalenten, wie auch *helfan* („helfen“) und *hilfa* („Hilfe“).

Im Gegensatz dazu gab es in germanischer, westgermanischer und früher althochdeutscher Zeit Verben, die neu erschaffen wurden. Diese Neubildungen stammen aus starken Verben oder aus anderen Wortarten und bilden ihre Präteritum und Partizip Präteritum ohne Ablaut (Schmidt, 2013, S. 253), sondern durch das Dentalsuffix „-d-“, später „-t-“, das aus dem Verb „tun“ abgeleitet worden sei (Stedje, 1989, S. 49). Sie werden als „schwache Verben“ bezeichnet, und man findet im Gedicht viele von ihnen, wie *sagêta*, *kifrumita*, *fardolêta*, *hörtih* oder *kipuazti*. Erstaunlicherweise gibt es auch Beispiele für alte, nicht abgeleitete Verben, die trotzdem schwach flektieren (Schmidt, 2013, S. 253): *hapêta*, Präteritum von „habên“, und *scolta*, aus „sculan“.

Wie bereits erwähnt, war der Sprachbau im Althochdeutschen vor allem synthetisch, was die Bildung der verschiedenen Zeitformen stark beeinflusste. Ursprünglich gab es nur zwei Tempora, Präsens und Präteritum, aber beide konnten auch komplexere Zeitstufen ausdrücken (Stedje, 1989, S. 76): das Präsens wurde häufig verwendet, um sich auf die Zukunft zu beziehen, und das Präteritum konnte sowohl für die allgemeine Vergangenheit (die dem lateinischen Imperfekt entspricht) als auch für die Vorvergangenheit (Plusquamperfekt), die als eigenständige Verbform noch nicht existierte (Schmidt, 2013, S. 243-244), gelten.

Daher ist es manchmal schwierig zu bestimmen, welche Zeit der Vergangenheit jede Form von Präteritum des Textes repräsentiert. Vielleicht könnte man *sagêta* im Vers 78 als Plusquamperfekt interpretieren: *dâr uuirðit diu suona, dia man dâr io sagêta*. Vor diesem Hintergrund wäre eine mögliche Übersetzung „dort findet das Gericht statt, wie der Mensch es angesagt hatte“. Allerdings erlaubt das Gedicht oft, einige Fragmente anders zu interpretieren und zu übersetzen, so dass in diesem Fall unterschiedliche Möglichkeiten bestehen.

Ebenso kann auch die Unterscheidung zwischen den synthetisch gebildeten Präsens und Futur mehrdeutig sein, insbesondere wenn man bedenkt, dass der Text von *Mûspilli* das Schicksal der Seele nach dem Tod und das Jüngste Gericht beschreibt, so dass die verwendete Sprache sich oft auf eine hypothetische prophetische Zukunft bezieht. Folglich findet man zahlreiche Abschnitte, wo das Präsens mit einer starken Konnotation der Zukunft benutzt wird. Beispiele sind im gesamten Text zu finden, aber einige der auffälligsten sind: *uuanta sâr sô sih diu sêla in den sind arhevit, / enti si den lîhhamun likkan lâzzit, / sô quimit ein heri fona himilzungalon, / daz andar fona pehhe: dâr pâgant siu umpi*, in den Versen 2-5, dessen Übersetzung wäre „Sofort wenn sich dann die Seele auf den Weg macht / und die Leibeshülle zurück lässt, / kommt ein Heer von dem Himmelsgestirn, / das andere von der Hölle: dann werden sie sich streiten“ (M. – Ü. Ü. N., S. 1); man findet auch, ebenfalls mit einer prophetischen Bedeutung, *sô daz Eliases pluot in erda kitriufit, / sô inprinnant die perga, poum ni kistentit / ênîhc in erdu, ahâ artruknênt, / muor varsuulhit sih, suilizôt lougiu der himil, / mâno vallit, prinnit mittilagart, / stên ni kistentit, verit denne stûatago in lant* von Versen 50-55 („Wenn Elias’ Blut auf die Erde träufelt, / so entbrennen die Berge, kein Baum bleibt mehr stehen / nicht einer auf Erden, alles Wasser vertrocknet, / das Moor vertrocknet, der Himmel wird sich in Flammen auflösen, / der Mond fällt, die Welt brennt, / Kein Stein steht mehr, denn der Gerichtstag kommt ins Land“ (M. – Ü. Ü. N., S. 3)), oder *denne varant engila uper dio marha, / uuechant deota, uuîssant ze dinge*, in Versen 79-80 („Dann ziehen Engel über die Erde, / wecken die Toten, laden sie vor Gericht“ (M. – Ü. Ü. N., S. 3)). Der Text enthält eine ganze Reihe ähnlicher Fälle, so dass der Schluss gezogen werden kann, dass es im Allgemeinen eine Unklarheit über Präsens und Zukunft gibt, sowohl durch die Themen, um die sich das Gedicht handelt, als auch durch den Gebrauch des Präsens im Althochdeutschen.

Eine der vier synthetischen Kategorien des althochdeutschen Verbalsystems ist der Modus, der Indikativ, Konjunktiv und Imperativ umfasst (Schmidt, 2013, S. 243-244). Jedoch hat die Schwächung der Nebensilbenvokalen laut Astrid Stedje „häufig zum Zusammenfall zwischen indikativischen und konjunktivischen Formen geführt“. Es entstand auch eine Unsicherheit in der Bildung der Konjunktivformen, was die zunehmende Tendenz zu einer analytischen Bildung des Konjunktivs mit „würde“ und zur Benutzung verschiedener Umschreibungen verursachte, ein Prozess, der bis heute andauert (1989, S. 156-157).

Diese Entwicklung ist aber im *Mûspilli* noch nicht zu sehen. Wir können viele Beispiele für das synthetische Konjunktiv finden: *piqueme, uuerde, kispene, uuîse, sculi*. Es gibt demgegenüber keine analytische Verbform im Konjunktiv. Deswegen können wir feststellen, dass in dieser Hinsicht die Sprache des Gedichts zu den ältesten Formen neigt.

In germanischer Zeit hat die Entwicklung von synthetischem zu analytischem Sprachbau angefangen (Stedje, 1989, S. 47), so dass im Althochdeutschen schon einige analytische Verbformen zu finden sind. Diese analytischen Verbformen sind im Laufe der Zeit zu einem wesentlichen Bestandteil der heutigen deutschen Sprache geworden, was teilweise mit dem Einfluss des Französischen zu tun haben könnte (S. 89), als auch mit dem Latein, denn bei lateinischen Übersetzungen haben die Mönche analytische Umschreibungen verwendet, um die vielfältigen Verbalkategorien des Lateins zu ersetzen, beispielsweise das Passiv (S. 76).

Im Althochdeutschen existiert das synthetische Passiv schon lange nicht mehr, sind aber laut Wilhelm Schmidt „bereits Ansätze zur Ausbildung eines analytischen Passivs mit *werdan* ‚werden‘ und *wesan* ‚sein‘ greifbar“ (2013, S. 244). Diese Tatsache kann im *Mûspilli* deutlich wahrgenommen werden. Es gibt mindestens ein (mögliche) Passiv mit „*wesan*“, *kimarchôt ist*, und zahlreiche Beispiele für Passiv mit „*werdan*“, was ein

ziemlich modernes Merkmal der Sprache ist: *gihalôt uuerde, aruuartit uuerde, kilûtit uuirdit, kichundit uuerde, arteilit uuerde, arhangen uuard*.

Obwohl Präteritum die am häufigsten verwendete Zeit ist, um die Vergangenheit auszudrücken, kann man manchmal auch Konstruktionen mit „haben“ oder „wesan“ und dem Partizip Perfekt finden (Schmidt, 2013, S. 243-244). Diese Umschreibungen treten im *Mûspilli* selten auf, gibt es aber ein paar Beispiele: mit „haben“ findet man *gipuazzit hapêt* (Vers 99), und mit „wesan“, *ist farprunnan* (Vers 61).

Auf der anderen Seite gibt es eine ähnliche Vergangenheitskonstruktion, wo aber das Verb „haben“ im Präteritum steht: *kiuuerkôt hapêta* (Vers 36). Wie bereits erwähnt, gab es im Althochdeutschen keine Plusquamperfektform (Schmidt, 2013, S. 244), aber hier könnte es sich vielleicht um eine Umschreibung handeln, der versucht, die Vorvergangenheit auszudrücken, ohne undifferenziert das einfache Präteritum zu benutzen. Sollte dies der Fall sein, wäre es eine ziemlich fortgeschrittene Innovation.

Schließlich ist da noch die Frage nach den analytischen Zukunftsformen. Das Präsens wurde, wie wir bereits wissen, bei Zukunftsbezug benutzt, aber Konstruktionen mit „sculan“ oder „wellen“ („sollen“ und „wollen“) und einem Infinitiv wurden bisweilen verwendet, ähnlich wie Englisch „shall“/„will“ (Stedje, 1989, S. 90). Diese Futurumschreibungen kommen laut Schmidt selten vor (2013, S. 243), aber im *Mûspilli* findet man zahlreiche Beispiele, besonders für Konstruktionen mit „sculan“: *touuan scal, scal sino virinâ stûên, scal queman, sculi der antichristo mit Eliase pâgan, scal imo helfan*, usw. Mit „wellen“ gibt es im Vers 42 ein mögliche Beispiel, *uuli dên rehtkernôn daz rîhhi kistarkan*, was sowohl als Bezug auf die Zukunft als auch im wörtlichen Sinne von „wollen“ interpretiert werden kann.

Die heutige analytische Futur mit „werden“ begann später, in mittelhochdeutscher Zeit, an Bedeutung zu gewinnen (Stedje, 1989, S. 90). Im Gedicht sind trotzdem ein paar

Beispiele schon zu sehen: *eigan uuirdit* (Vers 12), *denne uuirdit untar in uuîc arhapan* (Vers 39) oder *uuirdit denne furi kitragan* (Vers 100).

Wenn man die Verbformen, die in *Mûspilli* erscheinen, im Detail untersucht hat, kann man zu dem Schluss kommen, dass die verwendete Sprache in dieser Hinsicht recht innovativ ist. Die relative Fülle an schwachen Verben und analytischen Verbformen, insbesondere des Passivs und der Futur mit „sculan“, lässt eine deutliche Entwicklung in der althochdeutschen Sprache erkennen, die dem uns bekannten Deutschen immer ähnlicher wird. Trotzdem gibt es noch Unterschiede, wie das Übergewicht des synthetischen Sprachbau für die Vergangenheit und den Konjunktiv, die eine Tendenz zu älteren Formen zeigen.

2. 2. Das Präfix „gi-“ und seine Verwendung

Ein spezifischerer Aspekt der deutschen Verbbildung, der ebenfalls Aufmerksamkeit erregt, ist die Verwendung des Präfixes „gi-“ (im *Mûspilli* wird es überwiegend als „ki-“ geschrieben, aber nicht immer). Ursprünglich bedeutete „ga-“ (später „gi-“ und „ge-“) im Germanischen „zusammen“, hat es sich aber zu einem Indikator von verbalen Aspekt entwickelt; es bezeichnete „die Handlung im Hinblick auf den Augenblick ihrer Vollendung“ (Pollak, 1975, S. 130) oder konnte „eine durative (lineare, kursive, imperfektive) Vorstellung zu einer momentanen (punktuellen, perfektiven)“ machen. Es hat auch eine Formfunktion, um das Perfektpartizip zu bilden (S. 131), die im heutigen Deutschen vorherrscht hat.

Wie oben gesagt, wenn man die Beispiele dieses Präfixes im Text von *Mûspilli* beachtet, sieht man, dass die Schreibung „ki-“ überwiegt, z. B. *kiuinnit*, *kisagêt*, *kipâgan*. Grund dafür sind die phonetischen Wandlungen, die im Zuge der zweiten Lautverschiebung das Althochdeutsche betrafen (Schmidt, 2013, S. 239). Dieser Lautwandel wird nachfolgend näher erläutert, ist aber für diesen Abschnitt nicht sehr

wichtig. Trotzdem kann man die Schreibung „gi-“ auch finden, gibt es aber nur vier Beispiele: *gihalôt*, *gilîh*, *gisizzit* und *gipuazzit*.

Wenn wir die Schreibweise vergessen, sehen wir, dass der Text viele Beispiele für die Verwendung des Präfixes „gi-“ enthält. Es gibt einige Substantive, die mit dieser Vorsilbe gebildet wurden. Das erste ist *kisindi*. Dieses Wort wird von Köblers *Althochdeutsches Wörterbuch* (2014) als „Begleitung, Gefolge, Gesinde“ definiert, und laut dieser Quelle war die altgermanische, ursprüngliche Form wahrscheinlich **gasenþja*. Aus diesen Daten lässt sich schließen, dass zunächst das Präfix „gi-“ (früher „ga-“) hier die ursprüngliche Bedeutung von „zusammen“ hatte.

Die anderen zwei Substantive, *kihuctin* und *kinâda*, scheinen aus Verben gebildet worden zu sein. *Kinâda* bedeutet offensichtlich „Gnade“, und seine Herkunft könnte im Germanischen **nāþ-* liegen, das mit dem indoeuropäischen Begriff **nā-* („helfen“, „begünstigen“) verwandt sei (Köbler, 2014). Andererseits bedeutet *kihuctin* (im Wörterbuch wird es als *gihugtī* geschrieben. Das „-n“ scheint eine Kasusendung zu sein) „Gedächtnis“, „Andenken“, „Gedenken“ (Köbler, 2014). Höchstwahrscheinlich stammt das Wort aus dem Verb *huggen*, „gedenken“, „sich erinnern“, und „gi-“ erfüllte hier bereits seine gegenwärtige Rolle, das Partizip Perfekt zu bilden.

Kinuok und *gilîh* / *kilîhaz* sind Bestimmungswörter, die ein Substantiv begleiten. *Kinuok* ist deutlich die althochdeutsche Form von „genug“. Im Germanischen war es **ganōga*, und das Präfix wurde möglicherweise mit der Begriff **nōgaz* kombiniert, der „reichen“ oder „erreichen“ bedeutete (Köbler, 2014). Das Wort *gilîh*, das auch als *kilîhaz* im Text erscheint, möglicherweise wegen einer Differenzierung des Genus, bedeutet „gleich“, „ähnlich“. Sein Ursprung liegt im germanischen Begriff **galîkaz*. Aus **-lîkaz* stammt auch das heutige deutsch Suffix „-lich“ und das englische „-ly“. Es kommt wahrscheinlich vom Indoeuropäischen **lēig-*, **līg-*, „Gestalt“ (Köbler, 2014).

Wenn man die Verben im Text von *Mûspilli* beobachtet, die das Präfix „gi-“/„ki-“ enthalten, kann man sehen, dass sie verschiedene Formen und Tempora zeigen. Einige sind Partizipien, wie zum Beispiel *gihalôt*, *kiuuerkôt*, *kichundit* und *kimarchôt*, die zu analytischen Verbformen gehören (*kilûtit uuirdit*, *gipuazzit hapêt*) oder als Adjektive benutzt werden (*der uuarch ist kiuuâfanit*). Sie sind alle aus Verben ohne Präfix gebildet (*halôn*, *werkôn*, *kunden*, *markôn*, *lûten*, usw.) (Köbler, 2014). Hier kann man mit ziemlicher Sicherheit sagen, dass „gi-“ schon damals für die Bildung des Partizip Perfekt verwendet wurde.

Es gibt jedoch andere Verbformen, die kein Partizip sind und trotzdem das Präfix enthalten. Dabei handelt es sich sowohl um Infinitiv- als auch um konjugierte Verbformen. Manchmal kann man vom Kontext eine Aspektfunktion erahnen, z. B. die Präsensform *kiuuinnit* in *uuanta ipu sia daz Satanazses kisindi kiuuinnit*, Vers 8 (auf heutigem Deutsch: „Wenn die Gefolgschaft des Satans gewinnt“ (M. – Ü. Ü. N., S. 1)) oder *denne der man in pardîsu pû kiuuinnit*, Vers 16 („Wenn der Mensch im Paradies eine Behausung gewinnt“ (M. – Ü. Ü. N., S. 1)). Es ist erwähnenswert, dass dieses Verb sich nicht viel im Laufe der Zeit verändert hat, da es heute noch „gewinnen“ heißt (Köbler, 2014). Es gibt andere Fälle wie dieser: *kipannit* in *sô denne der mahîgo khuninc daz mahal kipannit*, Vers 31 („Wenn der mächtige König den Gerichtstag festsetzt“ (M. – Ü. Ü. N., S. 2)), der Infinitiv *kistarkan* in *uuili dên rehtkernôn daz rîhhi kistarkan*, Vers 42 („er will den Rechtschaffenen das [himmlische] Reich sichern“ (M. – Ü. Ü. N., S. 2)), oder das Präteritumform *kipuazti* in *enti mit fastûn dio virinâ kipuazti*, Vers 98 („und mit Fasten die Sünde ausgleichen“ (M. – Ü. Ü. N., S. 4)). Häufig gibt es aber Fälle, wo „gi-“/„ki-“ ohne ersichtlichen Grund erscheint, wie *kihalôn*, *kistentit*, *kisagêt*, *gisizzit*, und die meisten Infinitivformen: *kitarnan*, *kipâgan*, *kirahhôn*, usw. Wie Pollak behauptete, zeigt hier das Präfix „eine ganze Fülle von Ansätzen zu neuen Bedeutungen“ oder hat es

„ästhetisch-stilistischen Wert, oder — recht oft — keinerlei Bedeutung (oder Funktion)“ (1975, S. 131).

2. 3. Flexionsendungen und ihre Entwicklung

Althochdeutsch war eine stark synthetische Sprache mit einem Endungssystem, das eine deutliche Unterscheidung von Kasus, Genus, Person und Modus ermöglichte. Dies war größtenteils auf die verschiedenen vollen Vokale der Endsilben zurückzuführen, die sich durch einen phonetischen Evolutionsprozess (die Nebensilbenabschwächung, die im Folgenden behandelt wird) zum heutigen einheitlichen „e“ entwickelten (Stedje, 1989, S. 76).

Wenn man den Wortschatz von althochdeutschen Texten analysiert und ihn mit dem heutigen Deutschen vergleicht, wird dieser Unterschied sehr deutlich. Im Fall des *Mûspilli* enthält der Text eine große Anzahl von Wörtern, die diese volle Vokale der Endsilben noch erhalten. An einigen Stellen ist jedoch auch der Beginn der Entwicklung hin zu einem einfacheren Flexionssystem erkennbar. Zum Beispiel treten Artikel und Präpositionen häufig auf, und manchmal benutzen Verben Subjektspronomen, weil die Endung nicht mehr reicht, um Kasus oder Person zu äußern.

Zuerst sieht man viele Beispiele von Wörtern, die ihre Vollvokale in den Endsilben noch nicht verloren haben: Substantive wie *heri*, *pîna*, *sêla*, *engilo*, *himilo rîhi*, *rahhu*, *erda*, *uuerolti*, *manno*; Adjektive wie *uuederemo*, *kilîhaz*, *uuelîhemo*, *mahtîgo*; Pronomen wie *allero*, *sîno*, *iru*, *imo*, *inan*, *io*, *allaz*, *sia*, *uuuu*. Bei den Substantiven ist das Genus oft einfacher zu unterscheiden, denn zum Beispiel sind die meisten Namen, die mit „a“ enden, weiblich: *pîna*, *sêla*, *kôsa*, *suona*, *marha*, *minna* (Köbler, 2014).

Man findet auch Verben, deren Endungen Vollvokalen haben, statt vom heutigen „e“. So sieht man Infinitivformen wie *touuan*, *helfan*, *uuerdan*, *sprehhan* oder *rahhôn*; Partizipien wie *kiuuâfanit* oder *gihalôt*; und auch eine stärkere Differenzierung der Person

und Numerus bei Verbformen: *kiuunit*, *quimit*, *sculi*, *tuo* (dritte Person des Singulars), *kihalônt*, *inprinnant*, *quemant* (dritte Person des Plurals).

Auf der anderen Seite gibt es auch Verben, deren Vollvokale der Endsilben schon evolviert haben. Der Modus scheint beispielsweise dem heutigen Deutschen ähnlich zu sein, da die wenigen Formen des Konjunktivs, die im Gedicht vorkommen, mit einem abschließenden „e“ versehen sind, wie es beim heutigen Konjunktiv I der Fall ist: *piqueme*, *uuerde*, *kispane*, *uuîse*, *arteile*. Es gibt auch die Verbform *pringent*, die sich nicht sehr von ihrem heutigen deutschen Äquivalent, „(sie) bringen“ unterscheidet. Statt von ein „a“, diese Form der dritten Person des Plurals weist in ihrer Endsilbe ein „e“ auf.

Weiter zum Thema der Verben, werden manchmal Subjektspronomina zur Verdeutlichung vor das Verb gesetzt. In diesem Sinne (auch im Sinne der Benutzung von Artikeln und Präpositionen, die später behandelt wird) lässt sich der Beginn von neuen Entwicklungen schon beobachten (Stedje, 1989, S. 76). Einige Beispiele dafür sind: *pâgant siu* („sie streiten“), *daz in es sîn muot kispane* („dass es seinen Mut bewege“), *daz er kotes uuillun kerno tuo* („dass er Gottes Willen gern tut“), *sô verit si* („so geht sie“).

Zurück zum Thema des Kasussystems, sind es die redundanten Endungen, die keine sinnvolle Funktion mehr haben, die am leichtesten verschwinden. Dieser Reduktionsprozess setzt sich auch heute noch in einigen Aspekten des Flexionssystems fort, nämlich das Dativ-*e* und das Genitiv-*s* (Stedje, 1989, S. 176). Für diese beiden Kasusformen gibt es im *Mûspilli* zahlreiche Beispiele. Für das Dativ-*e* haben wir *pehhe*, *himile*, *Eliase*, *gote*, *mahale*, *Satanase*, *sinde*, *mûspille*, *manne* und *khuninge* unter anderem. Dann gibt es für das Genitiv-*s* *Satanazes*, *pehhes*, *Eliases*, *kotes*. Diese Endungen waren kein ausschließlich althochdeutsches Merkmal, sondern werden bis heute gebraucht. Trotzdem werden sie immer mehr weggelassen, vor allem das Dativ-*e*. Die Genitivendungen werden auch immer mehr durch den analytischen Genitiv mit „von“

ersetzt (Stedje, 1989, S. 176). Dies gilt als ein Beispiel für einen Prozess der sprachlichen Entwicklung des Deutschen, der in der heutigen Zeit weitergeht.

Man kann auch andere Merkmale finden, die dem heutigen Deutschen näher kommen, und zeigen daher die allmähliche Entwicklung des Althochdeutschen. Nämlich die Verwendung von Artikeln und Präpositionen.

Trotz der Präsenz von einem so stark differenzierten Endungssystem, treten im *Mûspilli* eine große Anzahl von Artikeln auf, die die Funktion haben, das Substantiv zu begleiten. Die Deklinationen teilen jetzt ihre Funktion mit diesen Substantivartikeln.

Wir wissen, dass bestimmte Artikel aus Demonstrativpronomen entstanden sind, wogegen unbestimmte Artikel aus einem Zahlwort stammen (Stedje, 1989, S. 88). Man findet jedoch in diesem Text nur ein Beispiel von einem unbestimmten Artikel: *ein heri*, im Vers 4. Demgegenüber gibt es zahlreiche bestimmte Artikel: *diu sêla*, *der man*, *daz mahal*. Wenn sie im Nominativ Singular auftreten, kann man sehen, dass sie sich nicht viel von den gegenwärtigen bestimmten Artikeln unterscheiden. Nur *diu*, Nominativ Femininum Singular (Stedje, 1989, S. 89), wurde später durch die Nebensilbenabschwächung zu „die“ verwandelt. Als Exempel für Nominativ Plural haben wir *dia uueroltrehtuuîson*. In diesem Fall ist es auch offensichtlich, wie die Schwächung und Reduzierung der Nebensilbenvokalen die aktuelle Form „die“ ergeben hat. Das Wort *die* ist aber auch anwesend, nämlich in *die perga*, und auch als Demonstrativpronomen: *die die dêr fona himile quemant*.

Ein anderes Merkmal, das man beim Analysieren des Textes von *Mûspilli* findet, ist das häufige Erscheinen von Artikeln, die verschiedene Kasusformen aufweisen. Die möglichen Deklinationen des bestimmten Artikels im Althochdeutschen scheinen vielfältiger zu sein als im heutigen Deutsch. In einigen Fällen gibt der Artikel den Kasus

genauer an als das Wortende des Substantivs. Einige Beispiele sind: *dero engilo*, *den pan*, *demo rîhhe*, *dên rehtkernôn*, *deru suonu*, *dio mâsûn*.

Erstaunlicherweise gibt es auch verschiedene Beispiele für Syntagmen, die aus Artikel, Adjektiv und Substantiv bestehen, wobei der Name keine Flexionsendung aufweist, aber das Adjektiv schon. Diese Syntagmen treten am meisten in Nominativ oder Akkusativ auf: *der mahtîgo khuninc* (Maskulinum), *den êuuîgon lîp*, *daz preita uuasal*, *daz himilisca horn* (Neutrum) (Köbler, 2014).

Von großer Wichtigkeit sind auch die Präpositionen, die allmählich auch die Funktion der Kasusendungen annehmen (Stedje, 1989, S. 19). Sie unterscheiden sich am meisten nicht sehr von den Präpositionen des heutigen Deutschen: *in finstrî*, *fona himile*, *mit Eliase*, *za uuîze*, *ze demo mahale*, *pî demo altfiante*, *uper dio marha*, *duruh desse mancunnes minna*.

Hervorzuheben ist auch die Verwendung der Präposition „mit“, um ein Instrument oder ein Mittel zu bezeichnen: *mit diu vuiru*, *mit sînên mâgon*, *mit uuiu puaze*, *mit alamusanu*. Früher, im Germanischen oder im Indoeuropäischen, hätte man für diese Ausdrücke einen anderen Kasus verwendet, das Instrumental. In althochdeutscher Zeit ist dieser Kasus schon fast verschwunden, kommt aber noch selten vor, beispielsweise im Hildebrandslied: *dinu spero* („mit deinem Speer“). Es scheint, dass zu der Zeit, als *Mûspilli* geschrieben wurde, das Instrumental bereits durch die Verwendung von Präpositionen ersetzt worden war (Stedje, 1989, S. 19).

3. Phonetische Merkmale

3. 1. Die Nebensilbenabschwächung

Eines der wichtigsten Phänomene innerhalb der synchronischen Entwicklung des Deutschen ist die Nebensilbenabschwächung, das heißt, die Schwächung, Reduzierung

oder Schwund von Vokalen, die sich in den Nebensilben befinden, wegen ihrer Unbetontheit (Schmidt, 2013, S. 225). Grund für diese Veränderung ist der germanische Akzentwandel, der in einer Festlegung des Akzents auf die erste Silbe besteht (Stedje, 1989, S. 87). Darum ist eine Verschwinden oder Schwächung zum Murmelvokal /ə/ („Schwa“, die meistens als „e“ geschrieben wird) von unbetonten Nebensilbenvokalen geschehen (S. 86), ein Prozess, der im heutigen Deutsch (teilweise auch in den anderen germanischen Sprachen) weitergeht (S. 46). Wenn der Vokal, anstatt zu /ə/ zu werden, ganz verschwindet, nennt man das im Wortinneren Synkope und im Auslaut Apokope (S. 87).

Diese Entwicklung hat Auswirkungen auf den lexikalischen, morphologischen und syntaktischen Ebenen: „Veränderungen oder Wegfall der Endungen stören die normalen Funktionen des grammatischen Systems und führen zu einem analytischeren Sprachbau“ (S. 18).

Wenn man sich den Text von *Mûspilli* ansieht, ist eines der ersten Merkmale, die Aufmerksamkeit erregen, die große Vielfalt der Vokale, unabhängig davon, an welcher Stelle sie sich innerhalb des Wortes befinden. Es ist augenscheinlich, dass die Nebensilbenabschwächung noch nicht sehr fortgeschritten ist.

Man kann aber schon einige Wörter finden, in denen diese allmähliche Veränderung schon sichtbar ist. Bereits erwähnte Verben wie *uuerde* oder *pringent* zeigen eine ähnliche Form wie die, die sie im heutigen Deutschen haben werden, und Dativ- und Genitivformen weisen jeweils die Kasusendungen „-e“ und „-es“ auf. Die Dativendung wird heutzutage noch weiter reduziert, was darauf hindeutet, dass der Prozess der Nebensilbenabschwächung in unserer Zeit weitergeht (Stedje, 1989, S. 87).

Außerdem kann man im Vers 93 das Wort *vinger* finden, das offensichtlich „Finger“ bedeutet. Im Althochdeutschen war die ursprüngliche Form „fingar“ (Köbler,

2014), aber in diesem Text wurde den vollen Endvokal schon reduziert. Abschließend gibt es auch die Präposition, die dem heutigen „zu“ entsprechen würde: sie tritt im *Múspilli* in zwei Formen auf, *za*, die dreimal im Text erscheint, und *ze*, die neunmal erscheint. Denn Präpositionen werden oft unbetont ausgesprochen, könnte dies auch als Beispiel für die Nebensilbenabschwächung gelten; ein Beispiel, das im Althochdeutschen weiter fortgeschritten war, als heutzutage.

Jedoch überwiegen die Wörter, die ihre Vollvokale in den Nebensilben noch erhalten. Um diesen Wortschatz zu untersuchen, ist es eine gute Idee, zwischen Endsilben, Mittelsilben und Vorsilben zu unterscheiden (Schmidt, 2013, S. 235).

Eine Beobachtung der Nebensilbenabschwächung in den Endsilben betrifft unbedingt die Flexionsendungen, die früher behandelt wurden. Man kann diesen Unterschied zum heutigen Deutschen in fast alle flektierbaren Wortarten bemerken, die im Gedicht vorkommen. Mit Verben ist es besonders auffällig, sowohl in den konjugierten Verbformen wie *lâzzit*, *uuirðit*, *quemant* oder *hapêt*, die als „lässt“, „wird“, „kommen“ und „hat“ übersetzt werden können (Köbler, 2014), als auch in den Infinitiven und Partizipien wie *sprehhan* oder *gihalôt* („sprechen“ und „geholt“).

Pronomen und Artikel, die Endungsvokale noch haben, sind auch reichhaltig: *diu* / *dia* / *dio* („die“), *demo* („dem“), *dero* / *deru* („der“), *inan* („ihn“), *imo* („ihm“), *iru* („ihr“), *siu* / *sia* („sie“), *sîno* („seine“). Es gibt auch *uuelîh* („welche“, „wer“) und andere Formen von diesen Pronomen: *uuelîha*, *uuielîhan* („welchen“), *uuelîhemo* („welchem“). Schließlich haben wir *uuederemo*, *allaz* („alles“), *allero* („aller“), *andar* („andere“) und *andremo* („anderem“) (Köbler, 2014).

Die Nebensilbenabschwächung wird auch Auswirkungen auf viele Substantive und Adjektive haben. Beispielsweise gibt es *heri*, was später zu „Heer“ wurde, *sêla* („Seele“), *suona* / *suonu* („Sühne“), *rîhhi* („Reich“), *sorgun* („Sorgen“), *hilfa* („Hilfe“), *engilo* /

engila („Engel“), *perga* („Berge“), *mâno* („Mond“), *fastûn* („Fasten“), *minna* („Minne“). Für Adjektive haben wir *êuuûgon* („ewigen“), *guotero* („guter“), *altist* („älteste“), *hêligo* („heilige“) (Köbler, 2014).

Hier ist eine wichtige Ausnahme zu sehen, nämlich dass Ableitungssuffixe normalerweise den vollen Vokal behalten. Aus diesem Grund findet man im Text Suffixe wie *-lôs*, *-lîh* und *-îg*, deren Form sich nicht wesentlich von der heutigen („-los“, „-lich“, „-ig“) unterscheidet (Stedje, 1989, S. 86). Zum Beispiel gibt es *sigalôs* („sieglos“), *krefîtîc* („kräftig“) und *listîc* („listig“).

Der Unterschied in den Vokalen der Endsilben zeigt sich auch in den unflektierbaren Wortarten. Es gibt im Gedicht Adverbien wie *hiar* („hier“), *rehto* („recht“), *harto* („hart“) oder *kerno* („gern“), Konjunktionen wie *enti* („und“) oder *avar* („aber“), und insbesondere Präpositionen wie *ana* („an“), *fona* („von“), *vora / fora* („vor“), *âno* („ohne“), *duruh* („durch“), *umpi* („um“) oder *untar* („unter“) (Köbler, 2014).

Wie Wilhelm Schmidt bereits behauptete, sind die Vokale der Mittelsilben in mehrsilbigen Wörtern „weniger fest als die Endsilbenvokale und daher auch größeren Schwankungen unterworfen“. Sie änderten sich auch am meisten schneller zu /ə/ als die Vokale in den Endsilben (2013, S. 235). Einige Beispiele sind das schon erwähnte *sigalôs*, das durch Synkope später zu „sieglos“ wurde, oder die verschiedenen Formen des heutigen Wortes „Himmel“, das in althochdeutscher Zeit ein „-i-“ in der Mittelsilbe enthalten: *himile*, *himilo*, *himiles*. Oder, im Fall des abgeleiteten Adjektivs „himmlisch“, neben der Schwächung des Endsilbenvokals auch eine Synkope erlitten: *himiliskin* („himmlischen“), *himilisca* („himmlische“).

Andere Wörter, bei denen sowohl die Mittelsilbe als auch die Endsilbe ihre Vollvokalen verloren haben, sind *uuerolti* („Welt“), *menigî* („Menge“), *alamusanu*

(„Almosen“), *menniskî* („Mensch“), *uuelîha* („welche“), und manche Verbformen wie die Präterita *hapêta* („hatte“) und *sagêta* („sagte“).

Vorsilbenvokale, die sich vor dem Wortakzent befinden, wurden schon im Althochdeutschen reduziert. Die Wörter, die von diesem Phänomen am stärksten betroffen sind, sind Verben mit einem Präfix, in denen der Wortakzent auf der Stammsilbe liegt (Schmidt, 2013, S. 236). Im Text kann man eine ganze Menge von diesen Präfixen finden. Das Präfix „ga-“/„gi-“/„ge-“ wurde schon betrachtet. Im *Mûspilli* taucht es als „ki-“ und „gi-“ auf, und durch die Nebensilbenabschwächung hat es sich zu „ge-“ entwickelt: *kiuinnit* („gewinnt“), *kisagêt* („gesagt“), *kitragan* („getragen“). Es gibt jedoch einige Ausnahmen, wo die Vorsilbe von Synkope betroffen wurde: *kinâda* („Gnade“), *gilîh* („gleich“) und *kilîhaz* („gleiches“) (Köbler, 2014). Immer noch kann man die Reduzierung oder Schwund der Endsilbenvokale auch sehen.

Außerdem gibt es viele Verben, die feste Präfixe aufweisen. Einige von denen sind „ant-“/„int-“, die später zu heutigem „ent-“ wurden, „ur-“/„ar-“/„ir-“, heute „er-“, „far-“/„for-“/„fer-“/„fir-“/„fur-“, heute „ver-“, oder „bi-“/„be-“, heute „be-“ (Schmidt, 2013, S. 236). Insbesondere in diesem Text überwiegen die Formen mit „i“ und „a“. Man findet *piqueme* (Äquivalent zum heutigen Verb „bekommen“), *pivallan* („befallen“), *pimîdan* (entspricht dem Verb „vermeiden“, aber wortwörtlich wäre es „bemeiden“), oder *pidungan* („bezwingen“) (Köbler, 2014). Wie man sehen kann, wird wegen Verschiebungen in den Konsonanten das „b“ oft zu „p“.

Es gibt auch manche Verben mit dem Präfix „ar-“, wie *argêt* („ergehen“), *arstên* („erstehen“), *arteile* („erteilen“), *artruknênt*, *arliugan* oder *arhangan*. Es ist zu beachten, dass einige althochdeutsche Wörter im Laufe der Zeit verschwunden sind, so dass einige der Verben, die wir hier finden, keine genaue Parallele im modernen Deutsch haben. Mit dem Präfix „far-“, das oft auch als „var-“ geschrieben wurde, findet man *farprunnan* /

varprinnit („verbrennen“), *varsenkan* („versenken“), *varsuuuilhit* („verschlucken“), *fardolêta*, und mit „furi-“ gibt es *furisizzan* („versitzen“) und *furimegi* („vermögen“). Schließlich gibt es ein einziges Beispiel für „int-“: *intfâhan* („empfangen“) (Köbler, 2014).

3. 2. Veränderungen der Konsonanten

Während der Entwicklung der deutschen Sprache von ihren Ursprüngen bis heute hat es zahlreiche Veränderungen im Konsonantensystem gegeben. Hier werden einige dieser Wandlungen anhand von Beispielen aus *Mûspillis* Text untersucht.

3. 2. 1. Die zweite Lautverschiebung

Der Lautwandel, der am meisten dazu beigetragen hat, Hochdeutsch als selbständige Sprache von anderen germanischen Sprachen wie Englisch, Niederdeutsch und Niederländisch zu unterscheiden, ist vielleicht die zweite Lautverschiebung (Stedje, 1989, S. 59), die die stimmlosen Verschlusslaute **p*, **t* und **k* in Affrikaten (*pf*, *ts* und *kx*) und Reibelaute (*ff*, *ss* und *xx*) verwandelte (Schrijver, 2011, S. 218).

Diese Lautverschiebung ist, laut Schmidt, „ein umfangreicher Prozess, der sich über mehrere Jahrhunderte hingezogen und sich in den einzelnen Sprachgebieten unterschiedlich ausgedehnt und ausgewirkt hat“ (2013, S. 237). Sie begann wahrscheinlich im 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr. und wurde fast vollständig durchgeführt, bevor die ersten geschriebenen deutschen Texte im 8. Jahrhundert erschienen (Mohamed, 2019, S. 134). Die zweite Lautverschiebung fing im Alpengebiet an, breitete sich von Oberdeutschland (vom Bairischen und Alemannischen) nordwärts und war im 9. Jahrhundert schon abgeschlossen (Schmidt, 2013, S. 237).

Obwohl sich die Unterschiede zwischen Sprachvarianten seit der althochdeutschen Zeit verringert haben, kann man das Hochdeutsch in verschiedene Dialekte unterteilen, je nachdem, inwieweit die zweite Lautverschiebung im Gebiet eine Wirkung hatte

(Stedje, 1989, S. 59). Daher sind die südlichsten bairischen und alemannischen Dialekte von der Lautverschiebung in allen Positionen des Wortes betroffen, während allmählich weniger Positionen betroffen sind, je weiter nördlich man reist (Schrijver, 2011, S. 218).

Einige mögliche Gründe der Lautverschiebung sind der Einfluss von einem nichtgermanischen Substrat und die Nachwirkungen des germanischen Akzentwandels, das heißt, die Festlegung des Wortakzents auf die erste Silbe. Jedoch ist die Frage der Ursachen noch ungeklärt (Stedje, 1989, S. 62), und es gibt im Allgemeinen viele unterschiedliche Auffassungen dazu (Harm, 2002, S. 58).

Die zweite Lautverschiebung hat die Phonembestand des Germanischen erweitert, so dass die neuen Affrikaten *pf*, *ts* und *kx* erschienen und die Zahl von Wörtern mit den Frikativen *ff*, *ss* und *xx* sich vermehrte. Die Art der Veränderung hängt von der Umwelt und Stellung des stimmlosen Okklusivkonsonanten im Wort ab: Affrikaten treten am meisten auf, wenn der Konsonant sich im Anlaut befindet, und die stimmlosen Doppelfrikative *ff*, *ss* und *xx* erscheinen im Inlaut zwischen Vokalen und auch im Auslaut, wo sie zu *f*, *s*, *x* vereinfacht wurden (Schmidt, 2013, S. 236-237).

Man findet im Text ziemlich viele Wörter, die von der zweiten Lautverschiebung betroffen sind. Im Fall des alten Konsonanten **p* sieht man beispielsweise die Präposition *ûf*, auf heutigem Deutsch „auf“, die aus dem germanischen **upp* stammt (heutzutage gibt es auf Englisch „up“). Dann gibt es sowohl das Substantiv *hilfa*, als auch das Verb *helfan*, beide von der germanischen Wurzel **helpō* / **helpan* abgestammt (auf Englisch „help“ / „to help“), und auch das Partizip *kiuuâfanit*, aus dem Verb „wāfanen“ (heute „waffnen“), und dieses aus dem germanischen Begriff **wēpna*, „Waffe“ (der gleiche Ursprung hat auf Englisch „weapon“) (Köbler, 2014). Zuletzt haben wir *khenfun* (heute „Kämpfer“), ursprünglich aus dem Latein „campus“, eines von mehr als 500 Lehnwörter, die in

germanischer Zeit ins Deutsch kamen und die zweite Lautverschiebung mitgemacht haben (Stedje, 1989, S. 55).

Obwohl die Verschiebung von Verschlusslauten zu Reibelauten sich über das ganze althochdeutsche Sprachgebiet erstreckte, war die Verschiebung zu Affrikaten deutlich weniger verbreitet; von diesen war die Veränderung von **t* nach *ts* mit Abstand die am gleichmäßigsten verbreitete (Schmidt, 2013, S. 237-238). Im Gedicht gibt es auch Beispiele für Wörter, die sich sowohl mit *ts* oder mit *ss* entwickelt haben. Die Präposition *ze / za* entspricht der heutigen „zu“, die aus dem germanischen **ta* stammt. Dieser Begriff ist auch der Ursprung von der englischen Präposition „to“. Wir sehen auch das Pronomen *uuaz* („was“), aus dem germanischen **hwat*, und die Konjunktion und Pronomen *daz* („dass“ oder „das“), aus **bat* (Köbler, 2014).

Außerdem gibt es manche Adjektive und Verben, die diese neuen Affrikaten und Reibelaute enthalten. Im Vers 23 findet man *heizzan*, eine deklinierte Form vom Begriff „heiz“, der auf heutigen Deutsch offensichtlich „heiß“ bedeutet. Das Wort kommt vom germanischen **haitaz*, und es teilt diese Wurzel mit dem englischen „hot“. Bemerkenswert sind auch die Formen *puaze*, *kipuazti* und *gipuazzit*, die alle vom Verb *buozen* („büßen“) abgeleitet sind. Dieses hat seinen Ursprung im germanischen **bōtjan*. Letztens gibt es die Form *uueiz*, vom Verb „wizzan“ („wissen“), aus dem germanischen **wītan*. Die dritte Person Singular des Präsens, „weiz“, die dem heutigen „weiß“ entspricht, hat ihren Ursprung in der Form **wait* (Köbler, 2014).

Man kann diesen Lautwandel ebenfalls in Wörtern mit **k* beobachten. Tatsächlich ist das der Fall, für den die meisten Beispiele im *Mûspill* gefunden werden können. In den ersten Versen des Gedichts erscheint das Wort *pehhe*, das später auch im Genitiv, *pehhes*, auftritt. Von diesem Begriff stammt das Wort „Pech“, das wir heute kennen, obwohl es im Gedicht eher die Bedeutung von „Hölle“ hat. Sein Ursprung liegt im

germanischen Begriff **pik*. Ganz in der Nähe finden wir *siuh* („siech“, „krank“), das vom germanischen **seukaz* stammt. Gleichermassen gibt es auf Englisch „sick“ (Köbler, 2014).

Interessant ist auch der Begriff *gilîh / kilîhaz* („gleich“), aus dem germanischen **galîkaz* stammt (es kann mit dem englischen „alike“ verglichen werden). Die zweite Lautverschiebung ist tatsächlich in allen Wörtern zu sehen, die das Suffix *-lîh* enthalten, wie *virinlîh* und *uuelîh*. Dieses Suffix hat seinen Ursprung in **-lîkaz*, das dem heutigen deutschen „-lich“ und dem englischen „-like“ oder „-ly“ entspricht. Alle diese Begriffe sind auch mit *lîhhamun* (Akkusativform von „lîhhamo“) verwandt, das „Körper“ oder „Leib“ bedeutet und vom germanischen **lîkahamō* stammt. Ein weiterer Verwandter dieses Wortes im heutigen Deutschen ist „Leiche“ (Köbler, 2014).

Andere Beispiele sind *rîhhi* (auch im Dativ als *rîhhe* ausgegeben), heute „Reich“, aus dem germanischen **rîkja; mihhil* („groß“, „stark“, „mächtig“), aus **mekilaz; rahhôn* („sagen“, „erzählen“), aus **rekanōn* und mit dem gleichen Ursprung wie „rechnen“ und das englische „reckon“; *sprehhan* („sprechen“), aus **sprekan* und mit Englischem „speak“ verwandt; oder *uuechant*, eine Form von „wechan“ („wecken“), aus germanischem **wakkjan* (Köbler, 2014). Dieser Begriff ist außergewöhnlich, da die Verschiebung von seinem **k* Laut wegen der Geminatio nur in einigen Dialekten des Deutschen durchgeführt wurde: im Bairischen und Alemannischen wurde er zu „wechan“, aber im Fränkischen war es immer, wie auch heute, „wecken“ (Schmidt, 2013, S. 238).

Etwas Ähnliches passiert, wenn **k* im Anlaut steht. Nur im Bairischen und Alemannischen wurde **k* zu *kx*. In den übrigen Dialekten wird **k* beibehalten (Schmidt, 2013, S. 238), und so ist es auch heute noch. Laut Stedje: „Die Affrikata *kx* findet man heute nur noch im Südbairischen und Hochalemannischen“ (1989, S. 60). Trotzdem erscheint sie im *Mûspilli* relativ häufig. Man findet *khuninc / khuninge* („König“),

khenfun („Kämpfer“), *chunno* („kunni“, mit der Bedeutung „Geschlecht“, „Art“, „Verwandtschaft“ und verwandt mit dem englischen „kin“) und *chrûci* („Kreuz“) (Köbler, 2014). Für alle diese Wörter wurde die ältere Version mit *k in der Standardsprache durchgesetzt.

3. 2. 2. Ausnahmen zur zweiten Lautverschiebung

Die wichtigste Ausnahme der zweiten Lautverschiebung ist es, das in Verbindung mit *s bleiben *p, *t und *k unverschoben (Schmidt, 2013, S. 237). Darum sieht man Wörter wie *sprehhan*, *strîtit*, *stên* oder *menniskî*. Der Fall von „sk“ ist jedoch besonders, da in mittelhochdeutscher Zeit wurde es zu „sch“, und daher entstand ein neues Phonem, /ʃ/ (Stedje, 1989, S. 87). Man kann im Gedicht einige Wörter finden, die in der Folgezeit diese Veränderung erleben werden: *scal* (aus „sculan“, auf heutigen Deutsch „sollen“, Englisch „shall“), *menniskî* („Mensch“), *himiliskin / himilisca* („himmlisch“) (Köbler, 2014).

3. 2. 3. Verhärtung der stimmhaften Okklusive

Eine weitere Veränderung im Konsonantensystem des Althochdeutschen ist die Medienverschiebung, das heißt, die Verhärtung der stimmhaften Verschlusslaute *b, *d und *g, die zu p, t und k wurden. Wahrscheinlich begann sie im 8. oder 9. Jahrhundert, als frühere Konsonantenveränderungen schon abgeschlossen waren (Mohamed, 2019, S. 132). Heutzutage wird dieser Lautwandel zunehmend als eigenständige Phänomen von der zweiten Lautverschiebung behandelt (Schrijver, 2011, S. 218), aber es ist nicht zu weit hergeholt zu denken, dass die Veränderung der germanischen stimmlosen Okklusive eine Lücke im Konsonantensystem hinterlassen hat, die später die Entstehung neuer stimmlosen Okklusivlaute begünstigte, insbesondere im Fall des d, das zu t verschoben wurde (Stedje, 1989, S. 61).

Diese Verschiebung von *d* nach *t* ist die einzige, die sich in einem größeren Gebiet durchgesetzt hat und immer noch im Standarddeutschen vorhanden ist (Birkhan, 1985, S. 104). Dafür gibt es im Text zahlreiche Beispiele: *tac* („Tag“), aus germanischen **dagaz*, im Gegensatz zu englischem „day“ oder niederländischem „dag“; *gote* („Gott“), aus germanischem **guda*; *tôten* („Toten“, auf Englisch „dead“), von „tōd“, die aus germanischem **daupuz* stammt (jedoch gibt es auch *deota*, mit der gleichen Bedeutung, aber das *d* bleibt unverschoben); *tuo*, eine Form von „tuon“ („tun“), aus **dōn* (auf Englisch „do“) (Köbler, 2014). In diesem Sinne sind die Formen des Präteritums von schwachen Verben auch ein Beispiel dafür, da diese durch ein Dentalsuffix „-d-“ erschafft werden, das ursprünglich vom Verb „tun“ abstammt (Stedje, 1989, S. 49): *sagêta*, *scolta*, *fardolêta* usw.

Man findet einige Wörter mit „nt“, wie *lepentên*, *lant* oder *hant*. Hier gab es auch ursprünglich ein *d*, das verschoben wurde, aber danach wurde das „nt“ im Späthochdeutschen wieder zu „nd“ (Schmidt, 2013, S. 239), und so bleibt es bis heute, obwohl dieser „d“ im Auslaut noch wegen der Auslautverhärtung als „t“ ausgesprochen wird (Stedje, 1989, S. 87): „Lebende“, „Land“, „Hand“.

Wie schon gesehen, gibt es Wörter, bei denen zwei verschiedene Konsonanten verschoben wurden. Andere Beispiele sind *piutit* („bietet“), eine alternative Form vom Verb „biotat“, aus germanischem **beudan*; *pluot* („Blut“), das in anderen Texten als „bluot“ geschrieben wird und aus **blōda* (auf Englisch „blood“) stammt; oder *preita* („breit“, „groß“, „umfangreich“), die aus **braidaz* stammt (auf Englisch „broad“) (Köbler, 2014). Hier sieht man den Wandel von *d* nach *t* als auch von *b* nach *p*. Letzteres ist nicht so weit verbreitet. Nur im Bairischen und Alemannischen wurde die Verschiebung *b > p* durchgeführt, und sie wurde im Späthochdeutschen teilweise rückgängig gemacht (Schmidt, 2013, S. 238-239). Trotzdem erscheint dieses Phänomen

am häufigsten im *Mûspilli*, unter anderem in *prinnan* („brennen“), *pringent* („bringen“), *hapêt* („hat“, aus „haben“), *perga* („Berge“), *poum* („Baum“), *upiles* („Übel“), *lepentên* („Lebende“) oder *uper* („über“) (Köbler, 2014).

Man findet nur einen Fall, der das *p* im heutigen Deutsch konserviert hat: *houpit*, das im Wörterbuch als „houbit“ erscheint, heißt heutzutage „Haupt“ (Köbler, 2014).

Schließlich haben wir die Verschiebung von *g* nach *k*, die sich am wenigsten durchgesetzt hat (Birkhan, 1985, S. 104). Auch hier fand der Wandel nur im Bairischen und Alemannischen statt und wurde im 11. Jahrhundert wieder rückgängig gemacht (Schmidt, 2013, S. 239). Es gibt aber im Gedicht viele Beispiele, wie die bereits erwähnte Wörter mit dem Präfix *gi-* / *ki-*: *kiuinnit* („gewinnt“), *kinuok* („genug“), *kinâda* („Gnade“) usw. Man findet auch *tac* („Tag“), *kerno* („gern“), *kotes* („Gottes“), *krefît* („kräftig“), *khuninc* („König“) oder *dink* („Ding“) (Köbler, 2014).

3. 2. 4. Veränderung von *þ

Eine weitere Folgeerscheinung der zweite Lautverschiebung ist die Wandlung vom germanischen *þ (*th*) zu *d*, die im gesamten Sprachgebiet des Althochdeutschen sowie im Altsächsischen stattfand. Sie begann im 8. Jahrhundert und war im 11. schon abgeschlossen, also ist es jünger als die zweite Lautverschiebung (Schmidt, 2013, S. 240), und war vielleicht eine Kettenreaktion, die durch die Veränderungen von *t nach *ts* / *ss* und *d nach *t* ausgelöst wurde (Stedje, 1989, S. 61).

Einige Beispiele, die man im Text finden kann, sind die Substantive *leid* („Leid“, „Schmerz“), aus **laiþa*, oder *ding* / *dink* („Ding“, „Gericht“, „Versammlung“), aus **þinga* und mit dem gleichen Ursprung wie das englische „thing“. Ein andere ist das Adverb *dâr* („da“, „dort“, „dann“), ursprünglich aus dem germanischen **þar* und vergleichbar mit englischem „there“. Es gibt auch die Präposition *duruh* („durch“), aus

**þurh* und verwandt mit englischem „through“, und den Pronomen *andar / andremo* („anderer“), aus **anþara* (auf Englisch gibt es „other“ / „another“) (Köbler, 2014).

Trotzdem ist der Fall der Artikel *der, diu, daz* und alle ihre Variationen, der am häufigsten auftritt. Diese bestimmten Artikel, die wir heute kennen, stammen von den Demonstrativpronomen **þer, *þia, *þat* und teilen ihren Ursprung mit englischen Begriffen wie „the“ oder „that“ (Köbler, 2014).

4. Syntaktische Merkmale

Es kann ohne Zweifel festgestellt werden, dass das auffälligste syntaktische Merkmal des Textes die Reihenfolge der Wörter innerhalb des Satzes ist. Die Wortstellung war im Althochdeutschen flexibler als im heutigen Deutsch (Stedje, 1989, S. 19); beispielsweise, während heutzutage das konjugierte Verb am Ende eines untergeordneten Satzes stehen muss, war in althochdeutscher Zeit die Platzierung frei, und das Gleiche gilt für Infinitiv-Konstruktionen.

Deswegen gibt es im *Mûspilli* Beispiele für verschiedene Satzstrukturen. Man kann zunächst einmal einfache Sätze finden (das heißt, Sätze, die nicht Teil eines zusammengesetzten Satzes sind (Kürschner, 1989, S. 133), und infolgedessen nur ein konjugiertes Verb enthalten), deren Struktur fast die gleiche wie im heutigen Deutschen ist. Wir sehen beispielsweise den Satz *Elias strîtit þî den êuuîgon lîp* (Vers 41), wo die Satzglieder eine normale Reihenfolge zeigen: Subjekt, Verb und dann Objekt. Das Gleiche gilt für *daz leitit sia sâr* (Vers 9), *diu marha ist farprunnan* (Vers 61) oder *daz ist allaz sô pald* (Vers 76). Man kann auch Sätze finden, wo das Subjekt nicht im Vorfeld steht, und deshalb kehrt sich die Reihenfolge um, Verb und dann Subjekt: *sô inprinnant die perga* (Vers 51), *denne verit er ze deru mahalsteti* (Vers 77), *denne augit er dio mâsûn*

(Vers 102), und auch der indirekte Interrogativsatz *ni uueiz der uuênago man, uuieîlhan uuartil er habêt* (Vers 66), unter anderem.

Andererseits gibt es auch einfache Sätze mit einer Wortstellung, die sich von der des heutigen Deutschen unterscheidet, wie zum Beispiel *dâr quimit imo hilfa kinuok* (Vers 17), wo das Subjekt nach einem Dativobjekt am Ende des Satzes steht. Etwas Ähnliches passiert in *suilizôt lougiu der himil* (Vers 53). Hier steht das Subjekt am Ende des Satzes und direkt hinter dem Prädikat, während das Verb am Anfang des Satzes steht, ohne dass es einen syntaktischen Grund dafür gibt, da direkt davor ein anderer unzusammenhängender einfacher Satz steht. Zuletzt kann man *verit denne stûatago in lant* (Vers 55) beobachten; dieser Satz ist Teil der gleichen Aufzählung wie die vorherige, und wie in diesem ist das Verb an erster Stelle. Danach steht das Adverb *denne*, das hier als „dann“ oder „damals“ übersetzt werden kann (Köbler, 2014), und danach kommt das Subjekt. Eine Erklärung dafür könnte sein, dass der Autor die übliche Reihenfolge der Wörter geändert hat, so dass der Vers in die Metrik und den Stabreim des Gedichts passt.

Im *Mûspill* findet man auch Sätze, die ein Modal- oder Hilfsverb und ein Infinitiv enthalten. Im heutigen Deutschen haben diese Modalsätze eine ziemlich feste Struktur, nach der das konjugierte Modal-/Hilfsverb auf der linken Klammer und das Infinitiv auf der rechten Klammer stehen (Pittner & Berman, 2008, S. 80-81). Viele Sätze im Text weisen schon genau diese Wortstellung auf. Einige Beispiele dafür sind: *dâr scal er vora demo rîhhe az rahhu stantan* (Vers 35), *pidiu scal er in deru uuîcsteti uunt pivallan* (Vers 46) und *denne scal manno gilîh fona deru moltu arstên* (Vers 81).

Es gibt jedoch auch viele Modal- und Hilfsverbsätze mit Unregelmäßigkeiten in ihrer Struktur. In *pidiu scal imo helfan der himiles kiuualtit* (Vers 43) steht das Subjekt am Ende des Satzes nach dem Infinitiv. Das Gleiche gilt für *dara scal queman chunno kilîhaz* (Vers 32). Man kann auch manche Sätze sehen, deren Subjekt im Mittelfeld direkt

hinter einem Dativ- oder Präpositionalobjekt steht, was im heutigen Deutschen kaum vorkommt: *denne uuirdit untar in uuïc arhapan* (Vers 39) und *scal imo avar sîn lîp piqueman* (Vers 82). Eine ähnliche Wortstellung findet man in *dâr scal denne hant spreghan* (Vers 91). Es gibt auch Fälle, wo das direkte Objekt nach der rechten Klammer des Satzes steht: *der dâr suannan scal tôten enti lepentên* (Vers 74a) und, mit einer annähernd gleichen Bedeutung, *der dâr suonnan scal / enti arteillan scal tôtên enti quekkhên* (Verse 85-86).

Wir kommen nun zu den Nebensätzen, die die komplexesten und interessantesten zu analysierenden Strukturen darstellen. Im Text findet man natürlich viele, die eine ähnliche Struktur wie das heutige Deutsch haben, wo das konjugierte Verb am Ende steht: *daz er touuan scal* (Vers 1), *uuanta ipu sia daz Satanazses kisindi kiuuinnit* (Vers 8), *kihalônt die, die dâr fona himile quemant* (Vers 11), *pî demo Satanase, der inan varsenkan scal* (Vers 45), *denner ze demo mahale quimit* (Vers 63), *daz er rahôno uuelîha rehto arteile* (Vers 64). Trotzdem gibt es auch Nebensätze, in denen die Wortstellung anders ist und das Verb an verschiedenen Stellen erscheint, wo es im heutigen Deutschen nicht zu finden wäre. Zum Beispiel, in *denner mit den miatôn marrit daz rehta* (Vers 67) steht das Verb vor dem direkten Objekt, und in *daz hôtih rahhôn dia uueroltrehtuuîson* (Vers 37) und *daz sculi der antichristo mit Eliase pâgan* (Vers 38) steht es direkt nach der Konjunktion. Zuletzt kann man *uuê demo in vinstrî scal sîno virinâ stûên* (Vers 25) ansehen: hier steht das konjugierte Verb im Mittelfeld des Satzes.

Wie bereits erwähnt, eine Erklärung für diese Unregelmäßigkeiten in der Wortstellung könnte die Verwendung einer poetischen Sprache sein, die zu den Versen passt. Jedoch wissen wir, dass die Satzstruktur zu dieser Zeit freier als heutzutage war. Es sollte auch berücksichtigt werden, dass in der Poesie oft syntaktische Merkmale beibehalten werden, die bereits in der Alltagssprache archaisch sind (Carr, 1936, S. 214).

Wie Astrid Stedje sagte: “Die Endstellung des Verbs war zwar auch schon im ältesten Deutsch möglich, wurde aber erst im [Frühneuhochdeutsch] allmählich in der Schriftsprache vorherrschend und von den Grammatikern des 18. Jh. zur Norm erhoben.” Wie bei den Partizipialkonstruktionen und dem erweiterten Attribut hat auch das lateinische Modell zu diesem Wandel beigetragen, so dass man sagen kann, dass die Syntax des Lateinischen die des Deutschen, wie sie heute ist, beeinflusst hat (1989, S. 19).

5. Fazit

Wenn man die Ergebnisse der sprachlichen Analyse von *Mûspilli* betrachtet, können mehrere Schlussfolgerungen gezogen werden. Es liegt auf der Hand, dass das Gedicht ein Dokument von großer Bedeutung aus literarischer, geschichtlicher und sprachlicher Sicht ist, dessen Studium einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der deutschen Sprache und ihrer Entwicklung leisten kann. Der Text stellt ein Beispiel für die Eigenschaften des Althochdeutschen und es ermöglicht, die sprachlichen Veränderungen, die seither stattgefunden haben, zu verstehen.

Von der Seite der Morphologie kann man einige der Veränderungen sehen, die das Verbalsystem des Deutschen so gemacht haben, wie es heute ist. Eine der wichtigsten ist das Erscheinen der starken Verben und die Bedeutung des Ablauts in der Konjugation, sowie die Bildung der neuen schwachen Verben. Im Gedicht gibt es sowohl Beweise vom synthetischeren System der Verbalflexion, die in althochdeutscher Zeit vorherrschte, wie die Verwendung von Präsens und Präteritum zum Ausdrücken mehreren Verbaltempora und der ausschließliche Gebrauch des synthetischen Konjunktiv, als auch zahlreiche Beispiele, die die Entwicklung zum analytischen Flexionssystem vorzeigen, wie die Existenz der ersten Formen von den analytischen Passiv, Perfekt und Zukunft. Außerdem

sieht man die vielfältigen Funktionen des Präfixes „gi-“, bevor sie auf die Bildung des Partizip Perfekt reduziert wurden: die Bildung von Substantiven und Bestimmungswörtern, die Bestimmung vom verbalen Aspekt oder die Abteilung von Verben.

Im Allgemeinen ist der Beginn der Entwicklung zu einem einfacheren Flexionssystem nicht nur in den Verben erkennbar, sondern auch in Substantiven, Adjektiven und Pronomen. Obwohl beim Verben eine stärkere Differenzierung von Person und Numerus zu sehen ist, treten oft Subjektspronomina auf, die die konjugierten Verben zur Verdeutlichung begleiten. Dasselbe gilt für andere Wortarten, vor allem die Substantive. Obwohl ihre Deklinationen im Text viel abwechslungsreicher als auf heutigen Deutsch sind, findet man neben diesen Substantiven oft Artikel und Präpositionen, die die Funktion der Kasusendungen allmählich annehmen.

In Bezug auf die phonologischen Merkmale, die man im *Mûspill*i beobachten kann, gibt es zwei hauptsächliche Angelegenheiten: die Nebensilbenabschwächung und die konsonantischen Wandlungen. Was die Nebensilbenabschwächung betrifft, sieht man im Text eine große Vielfalt von Vokalen, unabhängig von ihrer Betontheit. Deswegen weiß man, dass dieser Wandel hier nicht sehr fortgeschritten ist. Obwohl man schon einige Beispiele von Vokalen findet, die bereits zu „e“ verschoben wurden, kann man am meisten diese zukünftigen Veränderungen durch den Text von *Mûspill*i nur ahnen.

Die bedeutendste Änderung, die die Konsonanten des Althochdeutschen betroffen hat, ist unzweifelhaft die zweite Lautverschiebung. Diese ist im ganzen Text sichtbar, und in diesem Sinne unterscheidet sich die Sprache, die im Gedicht verwendet wurde, nicht wesentlich vom heutigen Deutschen. Es gibt tatsächlich zahlreiche Beispiele, wo die Lautverschiebung weiter fortgeschritten ist, als im modernen Standarddeutschen, wie es bei der Entwicklung von *k zum *xx* und *kx* der Fall ist. Das Gleiche gilt für die

Wandlungen in den germanischen Konsonanten **b*, **d*, **g* und **p*, die im *Mûspilli* bereits geändert erscheinen, manchmal, auch wenn die ältere, unveränderte Form sich später im Standarddeutschen durchgesetzt hat.

Zuletzt wurden syntaktische Merkmale analysiert. Das Gedicht weist viele Beispiele von verschiedenen Satzstrukturen auf, sowohl von einfachen Sätzen als auch von Nebensätzen. Einige von denen ähneln sich der heutigen deutschen Syntax schon sehr, andere aber unterscheiden sich davon, besonders was die Stellung des Verbs und des Subjekts betrifft. Dies kann sowohl mit den syntaktischen Regeln in althochdeutscher Zeit als auch mit der Verwendung einer poetischen und vielleicht veralteten Sprache zu tun haben. Die Durchsetzung der Wortstellung, die wir heute kennen, kann auch mit dem Einfluss von Latein und Französisch zusammenhängen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Text von *Mûspilli* einen Einblick in die Entwicklung verschiedener Aspekte der deutschen Sprache vermittelt. Man kann einige Eigenschaften beobachten, die bereits dem heutigen Sprachgebrauch nahekommen, aber auch andere, die sich noch nicht weiterentwickelt haben. Darüber hinaus ist es aus einer Analyse seiner sprachlichen Merkmale möglich, die Veränderungen, die stattfanden, wenn der Text geschrieben wurde, zu erkennen und mehr über deren Entwicklung zu erfahren. Dies zeigt, wie das Studium mittelalterlicher Texte ein tieferes Verständnis der aktuellen Sprache ermöglicht, was zur Eröffnung neuer Forschungslinien in diesem Bereich führt.

6. Literaturverzeichnis

- Birkhan, H. (1985). *Etymologie des Deutschen*. Bern: P. Lang
- Carr, C. T. (1936). Number in Old High German. *The Journal of English and Germanic Philology*, 35(2), 214–242. <http://www.jstor.org/stable/27704133>
- Frakes, H. (o. D.). *Muspilli* translation in Global Medieval Sourcebook. Transkription aus: H. D. Schlosser [Hrsg.] (2004), *Althochdeutsche Literatur. Mit altniederdeutschen Textbeispielen. Auswahl mit Übertragungen und Kommentar*, 82–86. Berlin: Erich Schmidt Verlag. Verfügbar unter: https://sourcebook.stanford.edu/sites/all/modules/custom/vm/VersioningMachine/texts/muspilli_revised.html
- Harm, V. (2002). Neue Wege in Der Lautverschiebungsdiskussion? *Zeitschrift Für Dialektologie Und Linguistik*, 69(1), 58–68. <http://www.jstor.org/stable/40504776>
- Haug, W. (1977). Das ›Muspilli‹ oder Über das Glück literaturwissenschaftlicher Verzweiflung. In W. Mohr & W. Haug, *Zweimal »Muspilli«*, 24–78. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Hellgardt, E. (2013). ‘Muspilli’. In R. Bergmann [Hrsg.], *Althochdeutsche und altsächsische Literatur*, 288–292. Berlin: De Gruyter.
- Köbler, G. (2014). *Althochdeutsches Wörterbuch* (6. Aufl.). Verfügbar unter: <http://www.koeblergerhard.de/ahdwbhin.html>
- Kürschner, W. (1989). *Grammatisches Kompendium: systematisches Verzeichnis grammatischer Grundbegriffe* (6. Aufl.). Tübingen: Francke Verlag.
- Mohamed, A. (2019). Die Ursprünge der deutschen Sprache - Die erste und zweite Lautverschiebung. *Beni-Suef University International Journal of Humanities and Social Sciences*, 1(1), 123–145. doi: 10.21608/buijhs.2019.73738

Mohr, W. (1977). Über das ›Muspilli‹. In W. Mohr & W. Haug, *Zweimal »Muspilli«*, 6–23. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.

Mûspilli (um 870) in *Bibliotheca Augustana*. Aus der Textgrundlage: H. Mettke [Hrsg.] (1982), *Älteste deutsche Dichtung und Prosa. Ausgewählte Texte, literaturgeschichtliche Einleitung, althochdeutsche und altsächsische Texte, neuhochdeutsche Fassungen*. Leipzig: Verlag Philipp Reclam. Verfügbar unter: https://www.hs-augsburg.de/~harsch/germanica/Chronologie/09Jh/Muspilli/mus_frag.html

Muspilli - Mit Übersetzung bzw. Übertragung ins Neuhochdeutsche (o. D.). Transkription aus: H. D. Schlosser [Hrsg.] (2004), *Althochdeutsche Literatur. Mit altniederdeutschen Textbeispielen. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage*, 82–87. Berlin: Erich Schmidt Verlag. Verfügbar unter: <https://es.scribd.com/doc/9607821/Muspilli-Mit-Ubersetzung-bzw-Ubertragung-ins-Neuhochdeutsche>

Pittner, K. & Berman, J. (2008). *Deutsche Syntax: Ein Arbeitsbuch* (3. Aufl.). Tübingen: Gunter Narr Verlag.

Pollak, H. (1975). Zur Methode der Ermittlung von Bedeutung und Funktion der altgermanischen Vorsilbe “ga-.” *Neuphilologische Mitteilungen*, 76(1), 130–137. <http://www.jstor.org/stable/43342959>

Schmidt, W. (2013). *Geschichte der Deutschen Sprache: Ein Lehrbuch für das germanistische Studium* (11. Aufl.). Stuttgart: Hirzel Verlag.

Schrijver, P. (2011). The High German Consonant Shift and Language Contact. *Studies in Slavic and General Linguistics*, 38, 217–249. <http://www.jstor.org/stable/41261446>

Stedje, A. (1989). *Deutsche Sprache gestern und heute: Einführung in Sprachgeschichte und Sprachkunde*. München: Wilhelm Fink Verlag.

7. Anhang

7. 1. Mûspilli

. . . sîn tac piqueme, daz er touuan scal.
uuanta sâr sô sih diu sêla in den sind arhevit,
enti si den lîhhamun likkan lâzzit,
sô quimit ein heri fona himilzungalon,
5 daz andar fona pehhe: dâr pâgant siu umpi.
sorgên mac diu sêla, unzi diu suona argêt,
za uuederemo herie si gihalôt uuerde.
uuanta ipu sia daz Satanazes kisindi kiuuinnit,
daz leitit sia sâr dâr iru leid uuiridit,
10 in fuir enti in finstrî: daz ist rehto virinlîh ding.
upi sia avar kihalônt die die dâr fona himile quemant,
enti si dero engilo eigan uuiridit,
die pringent sia sâr ûf in himilo rîhi:
dâr ist lîp âno tôd, lioht âno finstrî,
15 selida âno sorgun: dâr nist neoman siuh.
denne der man in pardîsu pû kiuuinnit,
hûs in himile, dâr quimit imo hilfa kinuok.
pidiu ist durft mihhil
allero manno uuelfîhemo, daz in es sîn muot kispane,
20 daz er kotes uuillun kerno tuo
enti hella fuir harto uuîse,
pehhes pîna: dâr piutit der Satanasz altist
heizzan lauc. sô mac huckan za diu,
sorgên drâto, der sih suntîgen uueiz.
25 uuê demo in vinstrî scal sîno virinâ stûên,
prinnan in pehhe: daz ist rehto paluuîc dink,
daz der man harêt ze gote enti imo hilfa ni quimit.
uuânit sih kinâda diu uuênaga sêla:
ni ist in kihuctin himiliskin gote,
30 uuanta hiar in uuerolti after ni uuerkôta.
sô denne der mahtîgo khuninc daz mahal kipannit,
dara scal queman chunno kilîhaz:

denne ni kitar parno nohhein den pan furisizzan,
 ni allero manno uuelîh ze demo mahale sculi.
 35 dâr scal er vora demo rîhhe az rahhu stantan,
 pî daz er in uerolti eo kiuerkôt hapêta.
 daz hôrtih rahhôn dia ueroltrehtuuîson,
 daz sculi der antichristo mit Eliase pâgan.
 der uuarch ist kiuuâfanit, denne uuiridit untar in uuîc arhapan.
 40 khenfun sint sô kreftîc diu kôsa ist sô mihhil.
 Elias strîtit pî den êuuîgon lîp,
 uuili dên rehtkernôn daz rîhhi kistarkan:
 pidu scal imo helfan der himiles kiuualtit.
 der antichristo stêt pî demo altfiante,
 45 stêt pî demo Satanase, der inan varsenkan scal:
 pidu scal er in deru uuîcsteti uunt pivallan
 enti in demo sinde sigalôs uuerdan.
 doh uuânit des vilo . . . gotmanno,
 daz Elias in demo uuige aruuartit uuerde.
 50 sô daz Eliases pluot in erda kitriufit,
 sô inprinnant die perga, poum ni kistentit
 ênîhc in erdu, ahâ artruknênt,
 muor varsuuilhit sih, suilizôt lougiu der himil,
 mâno vallit, prinnit mittilagart,
 55 stên ni kistentit, verit denne stûatago in lant,
 verit mit diu vuiru viriho uuîsôn:
 dâr ni mac denae mâk andremo helfan vora demo mûspille.
 denne daz preita uuasal allaz varprinnit,
 enti vuir enti luft iz allaz arfurpit,
 60 uuâr ist denne diu marha, dâr man dâr eo mit sînên mâgon piehc?
 diu marha ist farprunna, diu sêla stêt pidungan,
 ni ueiz mit uuiu puaze: sô verit si za uuîze.
 pidu ist demo manne sô guot, denner ze demo mahale quimit,
 daz er rahôno uuelîha rehto arteile.
 65 denne ni darf er sorgên, denne er ze deru suonu quimit.
 ni ueiz der uuênago man, uuuelîhan uuartil er habêt,
 denner mit den miatôn marrit daz rehta,
 daz der tiuval dâr pî kitarnit stentit.

der hapêt in ruovu rahôno uuelîha,
 70 daz der man êr enti sîd upiles kifrumita,
 daz er iz allaz kisagêt, denne er ze deru suonu quimit;
 ni scolta sîd manno nohhein miatun intfâhan.
 sô daz himilisca horn kilûtît uuirdit,
 74 enti sih der suanari ana den sind arhevit
 74a [der dâr suannan scal tôtên enti lepentên],
 75 denne hevit sih mit imo herio meista,
 daz ist allaz sô pald, daz imo nioman kipâgan ni mak.
 denne verit er ze deru mahalsteti, deru dâr kimarchôt ist:
 dâr uuirdit diu suona, dia man dâr io sagêta.
 denne varant engila uper dio marha,
 80 uuechant deota, uuîssant ze dinge.
 denne scal manno gilîh fona deru moltu arstên.
 lôssan sih ar dero lêuuo vazzôn: scal imo avar sîn lîp piqueman,
 daz er sîn reht allaz kirahhôn muozzi,
 enti imo after sînên tâtin arteilît uuerde.
 85 denne der gisizzit, der dâr suonnan scal
 enti arteillan scal tôtên enti quekkhên,
 denne stêt dâr umpi engilo menigî,
 guotero gomôno: gart ist sô mihhil:
 dara quimit ze deru rihtungu sô vilo dia dâr ar restî arstênt.
 90 sô dâr manno nohhein uuîht pimîdan ni mak,
 dâr scal denne hant sprehan, houpit sagên,
 allero lido uuelîhc unzi in den luzîgun vinger,
 uuaz er untar desen mannun mordes kifrumita.
 dâr ni ist eo sô listîc man der dâr iouuîht arliugan megî,
 95 daz er kitarnan megî tâto dehheina,
 niz al fora demo khuninge kichundît uuerde,
 ûzzan er iz mit alamusanu furimegî
 enti mit fastûn dio virinâ kipuazti.
 99 denne der paldêt der gipuazzit hapêt,
 99a denner ze deru suonu quimit.
 100 uuirdit denne furi kitragan daz frôno chrûci,
 dâr der hêligo Christ ana arhangan uuard.
 denne augit er dio mâsûn, dio er in deru menniskî anfênc,

dio er duruh desse mancunnes minna fardolêta.

7. 2. Übersetzung ins Neuhochdeutsche

... sein Tag kommt, da er sterben muss.

Sofort wenn sich dann die Seele auf den Weg macht

und die Leibeshülle zurück lässt,

kommt ein (dieses) Heer von dem Himmelsgestirn,

das andere von der Hölle: dann werden sie sich streiten. [5]

Sorgen muss sich die Seele machen, bis das Urteil ergeht,

zu welchem der beiden Heere sie geholt werde.

Wenn die Gefolgschaft des Satans gewinnt,

es führt sie dahin, wo ihr Leid geschieht,

in Feuer und in Finsternis: das ist ein recht schreckliches Urteil (Ding). [10]

wenn aber die sie fortführen, die da vom Himmel kommen

und sie der Engel Eigen wird,

die bringen sie dann in das Himmelreich:

da ist Leben ohne Tod, Licht ohne Finsternis,

Wohnung ohne Sorgen, da ist niemand krank. [15]

Wenn der Mensch im Paradis eine Behausung gewinnt,

ein Haus im Himmel, dort erlangt er Hilfe in großem Maße

Daran ist das Bedürfnis groß

bei einem jeglichen Menschen, dass es seinen Sinn bewegt,

dass er Gottes Willen bereitwillig tut [20]

und das Höllenfeuer hartnäckig vermeidet,

die Höllenpein, dort bietet der älteste Satan

heißes Feuer. So muss sich derjenige große Sorgen machen,

... der sich sündig weiß.

Wehe dem, der in der Finsternis seine Sünde büßen muss, [25]

brennen in der Hölle, das ist ein wirklich schreckliches Urteil (Ding),

dass der Mensch zu Gott ruft und er keine Hilfe erhält.

Die unglückliche Seele erhofft sich Gnade:

Sie ist nicht im Gedächtnis des himmlischen Gottes,

wenn [sie] auf der Welt nicht entsprechend gehandelt hat. [30]

Wenn der mächtige König (Gott) den Gerichtstag festsetzt,

dann muss dorthin kommen jegliches Geschlecht:

denn es wagt kein Menschenkind, den Gerichtstag zu versäumen,

es gibt keinen unter den Menschen, der nicht zu dem Gericht müsste.
Da muss er vor dem Thron/Gericht [Gottes] Rechenschaft leisten [35]
[für all das,] was er in der Welt geleistet hat.
Das hörte ich die Weltweisen erzählen,
dass der Antichrist gegen/mit Elias kämpfen muss/soll.
Der Übeltäter ist so bewaffnet, denn der Kampf wird zwischen ihnen anfangen.
Die Kämpfer sind so kräftig, [denn] der Kampf ist so gewaltig. [40]
Elias streitet um das ewige Leben,
er will den Rechtschaffenen das [himmlische] Reich sichern:
dabei soll im helfen, der im Himmel waltet.
Der Antichrist steht bei dem Feind
steht bei Satan, der ihn (Elias) verderben will: [45]
Dabei wird/soll er auf dem Kampfplatz hinfallen
und auf diesem Weg sieglos werden.
Doch glauben viele Gottesgelehrten
das Elias im Kampf verletzt wird.
Wenn Elias' Blut auf die Erde träufelt, [50]
so entbrennen die Berge, kein Baum bleibt mehr stehen
nicht einer auf Erden, alles Wasser vertrocknet,
das Moor vertrocknet, der Himmel wird sich in Flammen auflösen,
der Mond fällt, die Welt brennt,
Kein Stein steht mehr, denn der Gerichtstag kommt (fährt) ins Land, [55]
Fährt mit dem Feuer, die Frevler zu richten:
Da kann kein Verwandter helfen vor dem Weltuntergang.
denn die ganze Breite der Erde – alles verbrennt,
und das Feuer und die Luft alles – ist gereinigt.
Denn wo ist das Mark, der Mensch, der mit seinem Magen streitet? [60]
Der Magen ist verbrannt, die Seele steht begrängt,
sie weiß nicht, wie sie büßen, so geht sie zur Qual.
Deshalb ist es gut für einen Menschen, wenn er zum Gericht kommt,
(selbst zuvor) über alles gerecht geurteilt zu haben.
Dann muss er sich nicht sorgen, wenn er zum Gericht kommt [65]
Der unglückliche Mann weiß nicht, welches urteil er hat,
wenn er das Recht durch Bestechung verletzt
dass der Teufel in Tarnung dabei ist.
Der hält in Ruhe alles fest,

was der Mensch alles Übles getan hat, [70]
das er es alles nennt, wenn er (der Mensch) zu dem Gericht kommt.
deshalb soll sich der Mensch bestechen lassen.
Wenn das himmlische Horn erschallt,
und sich der Richter sich aufmacht
der richten wird über Tote und Lebende, [75]
dann erhebt sich mit ihm das Heer des Meisters,
das ist voller Kühnheit, dass ihm niemand widerstehen kann.
Dann zieht er zu der Städte des Gerichts, die abgegrenzt ist:
dort findet das Gericht statt, wie der Mensch es angesagt hat.
Dann ziehen Engel über die Erde, [80]
wecken die Toten, laden sie vor Gericht
Dann muss jeder Mensch aus dem Staube auferstehen,
sich von der Last des Grabes zu lösen: dann wird er seinen Leib zurückerhalten
dass er sich in Allem recht verantworten kann,
und er nach seinen Taten geurteilt wird. [85]
Dann setzt sich der, der richten soll
und urteilen muss über Tote und Lebendige
dann steht da um ihn die Menge der Engel,
ein großer Chor von heiligen Männern:
Zur Verhandlung kommen sovielen dorthin, die von der (Todes)Ruhe auferstehen [90]
Dort kann niemand etwas verbergen,
sonst wird die Hand sprechen, das Haupt es bekennen,
jedes Glied bis zum kleinen Finger,
was er unter anderen an Morden getan hat.
Deshalb ist da keiner so listig, um dort etwas zu leugnen, [95]
um eine Tat zu tarnen,
sie wird vor dem König (Gott) doch geoffenbart werden,
Es sei denn, er kann mit Allmosen geben
und mit Fasten die Sünde ausgleichen.
Der kann getrost sein, der schon gebüßt / ausgeglichen hat, [100]
wenn er zu dem Gericht kommt.
Es wird auch vorne getragen, das hehre Kreuz,
an dem der heilige Christus aufgehängt wurde.
Dann sieht er die Wunden, die er als Mensch empfangen hat,
die er durch seine Liebe zum Menschengeschlecht erhalten hat. [105]